

crossover conference

macht netze
angreifen

17. –20. januar 2002, bremen

text

INHALT

♥ Texte zu den Workshops ♥

| | |
|---|-----------|
| <u>AG: ZWEIFGESCHLECHTLICHKEIT UND SEXUALISIERTE GEWALT, MILITÄR UND KRIEG. ANTIPATRIARCHALE PERSPEKTIVEN GEGEN JEDEN KRIEG</u> | <u>4</u> |
| <u>EINE NEUE SICHT AUF PROSTITUTION, FRAUENHANDEL UND GESELLSCHAFT.....</u> | <u>14</u> |
| <u>POSTMODERNE, BILDUNGSBÜRGERLICHKEIT UND KLASSENHERKUNFT</u> | <u>15</u> |
| <u>WORKSHOP: GESCHLECHT SCHLÄGT KLASSE ODER IM BORDELL SIND ALLE MÄNNER GLEICH</u> | <u>18</u> |
| <u>SCHWUL ODER QUEER ODER WAS?</u> | <u>20</u> |
| <u>TEXT ZUM WORKSHOP "DIFFERENZEN IN SEXUALITÄTEN UND MÄNNLICHKEITEN"</u> | <u>21</u> |
| <u>WAS IST NORMAL?.....</u> | <u>30</u> |
| <u>BEHINDERTENFEINDLICHKEIT ERLEBEN. DER UNGEWÖHNLICHE KÖRPER ALS EIN ZEICHEN DES ANDERSEINS</u> | <u>34</u> |
| <u>WECHSELNDE PERSPEKTIVEN.</u> | <u>48</u> |
| <u>SUBJEKTIVITÄT/EN ARBEIT/EN ALLTAG (WORKSHOPVERBUND)</u> | <u>59</u> |
| <u>DAS STRATEGISCHE SCHWEIGEN – GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE DER GLOBALISIERUNG...</u> | <u>63</u> |
| <u>KEINE KOMPLIZINNEN.....</u> | <u>67</u> |
| <u>WIR STELLEN UNS QUEER.....</u> | <u>72</u> |

WORKSHOP: BRAM STOKER'S 'DRACULA' 75

,5 ANTIRASSISTISCHES GRENZCAMP IN THÜRINGEN. VOM WEISSEN ANTIRASSISMUS ZUR
TRANS-IDENTITÄREN ORGANISIERUNG?!' 76

♥ allgemeine Texte ♥

KOLONIALE BILDERWELT UND SUBJEKT 77

CROSSING MASCULINITIES 85

SELBSTDARSTELLUNG DES SOMMERCAMP-PROJEKTS (FRÜHJAHR 2001) 95

AG: Zweigeschlechtlichkeit und sexualisierte Gewalt, Militär und Krieg.

Antipatriarchale Perspektiven gegen jeden Krieg

Intention einer Diskussion um antipatriarchale Antikriegsperspektiven

Wir bitten Euch um die kritische Bewertung einer antipatriarchalen Perspektivdiskussion zum Krieg, um an den inhaltlichen Ergebnissen möglicherweise einen Organisationsansatz zu entwickeln. Wir wollen mit dem nachfolgenden Text verschiedene Denkrichtungen aufmachen, ohne eine davon als absolut und einzig richtig zu favorisieren. Wir wollen und können keine allumfassende Analyse liefern. Aber wir glauben, daß es an der Zeit ist, zu einer/mehrerer antipatriarchaler Strategien und Handlungsansätzen gegen Krieg/Herrschaft zu kommen.

Die Entwicklung eines derartigen Ansatzes steht erst am Anfang, deshalb sind kritische Ergänzungen und inhaltliche Erweiterungen wertvoll. Ideologisierte und durchgekämpfte Positionen halten wir für blockierend und wenig hilfreich für das oben beschriebene Vorhaben.

Vielleicht können im Rahmen der Cross-Over-Converence neue Erfahrungen gemacht werden!

Zum Rahmen der AG auf dem Cross-Over-Treffen, Vorüberlegungen

Die AG ist für ca. vier Stunden angesetzt, wobei dieser Text die zentralen Thesen vorstellt.

Zur Frage, warum diese Diskussion nicht im FrauenLesbenrahmen stattfindet, stellen wir unsere bisherigen Erfahrungen gegenüber: Seit Jahren wurden Transgender bzw. deren Positionen bewußt und konsequent aus Teilen von FrauenLesbenstrukturen ausgegrenzt und

in mehrfacher Hinsicht als Bedrohung und nicht als Bereicherung für feministische Strukturen wahrgenommen. Infolgedessen stellt sich uns die Frage nach anderen Strukturen.

Wir wollen eine radikale, antipatriarchale Handlungsperspektive gegen jeden Krieg entwickeln, ob nun mit "eindeutig" biologisch zuordbaren Frauen oder trans- oder zwittrigen.

Dies kann die Herausbildung neuer Räume, antipatriarchaler Plenas, präserter Strukturen/Redebeiträge auf Demos umfassen wie auch neue, ungewöhnliche kulturelle und widerständische Aktionsakzente.

Für Bremen wird die Diskussion in gemischten Rahmen überlegt, welche allerdings klare politische Rahmenbedingungen braucht, damit tatsächlich diskutiert werden kann und der "Open Space" vorhanden ist, in dem sich etwas "Neues" uns guttuendes entwickeln kann.

Dieser Rahmen sollte sich über politische Kriterien bestimmen. Für unreflektiertes patriarchales Verhalten und Nullinteresse an antipatriarchalen Auseinandersetzungen, für Dominanzverhalten und transphobe Positionierungen, egal welchen Geschlechts, wird die AG keinen Raum bieten. Auch auf runtergebetete PC-Positionen - oft erlebt und eingeübt- z.B. von sogenannten antipatriarchalen Männern verzichten wir gerne. Wir haben ungute Erfahrungen in gemischten Rahmen, möchten jedoch nicht von vorneherein die Diskussion in gemischte und FrauenLesbenTransZwitterstrukturen auftrennen. Wir würden dazu gerne vor Ort ein kurzes und knappes Stimmungsbild erstellen, das die Bereitschaft überprüft, im gemischten Rahmen zu diskutieren. Bei Schwierigkeiten, auch bei zu vielen TeilnehmerInnen werden wir die AG nach einer gemeinsamen Einleitung (Referat u. Verständnisfragen) strukturell trennen und die weitergeführten Diskussionen am Ende

wieder zusammen führen. Wir gehen mit unserem Ansatz davon aus das wir prinzipiell einen gemeinsamen Kampf zu entwickeln haben, der aber von unterschiedliche Ausgangsbedingungen geführt wird.

Einleitung

Anhand zweier Thesen versuchen wir die Diskussion zu organisieren, von denen wir uns praktische Auswirkungen versprechen. Die drei Fragestellungen würden wir deshalb in der Diskussion gerne berücksichtigt wissen.

1) Woran orientiert sich eine Position zum Krieg, die nicht zwischen den Polen von "Freund" und "Feind" zerrieben werden will? Wie kommen wir zu einem klaren Verhältnis zu Krieg, das uns befähigt, in jeder Kriegsphase, bei noch so heftiger Kriegspropaganda, in Situationen, in denen viele Linke desorientiert oder als KriegsbefürworterInnen auftreten, differenziert und eindeutig Position beziehen können?

Wir denken, ein klares Verhältnis zu Krieg befähigt auch zu klaren Handeln.

2) Wie und wonach handeln wir? Wo ist unser Platz, wenn wir Widerstand entwickeln wollen, jenseits dieser Pole von "Gut" und "Böse"? Und woran orientiert er sich, sollen doch unsere Widerstandsformen sich gegen Militarisierung richten, und radikal, aber nicht militaristisch sein? Und lassen sich durch eine Kampfform, die wir emanzipatorisch besetzen, die jeweiligen BündnispartnerInnen erkennen bzw. andere ausschließen?

3) Wie kann sich der Frage einer Organisation gegen den Krieg gewidmet werden, wie und woran entstehen neue Räume, Strukturen, Diskussionen die tragfähig sind? Strukturen entwickeln sich im Wechselspiel zu Widerstand, dieser wird erst dann lebbar, wenn wir damit eine Utopie, eine Orientierung verbinden.

Patriarchatsbegriff. Versuch einer Begriffsbestimmung für die AG.

Wir legen unserem Workshop eine Begriffsbestimmung von "Patriarchat" zugrunde, um von diesem ausgehend in die Diskussion einzusteigen.

Patriarchat wird von uns als Herrschaftsform bezeichnet, innerhalb derer sich historisch entlang der Biologie zwei soziale Geschlechter herausgebildet haben.

1. Extremster Ausdruck dieser sozialen Geschlechterordnung ist die Ausübung sexualisierter Gewalt durch Männer, die ihren Körper als Waffe zur Unterwerfung einsetzen. Mit dem Einsatz der Waffe "Körper" und "Geschlecht" werden täglich aufs Neue Machtansprüche, Herrschaft und Verfügungsgewalt über Frauen durchgesetzt. An der direkten Form der wiederholenden Durchsetzung dieses Herrschaftsverhältnisses müssen nie alle Männer beteiligt sein. Die "guten" Männer sind Nutznießer der Aktionen der "bösen" Männer, garantieren letztere durch die alltägliche Androhung und Ausübung von sexualisierter Gewalt eine Herrschaftsform ökonomischer Hierarchien, die fast schon als natürlich in die Köpfe eingebrannt sind. In der westlichen Gesellschaft stellen z.B. sexistische Werbung, und Vergewaltigungsszenen im Fernsehen ausgesprochene Drohungen der patriarchalen Gesellschaft an die Frauen dar bzw. manifestieren die Verfügungsgewalt über diese. Frauen sollen in schlechter entlohnter Arbeit, Zuweisung in entgarantierte, soziale Bereiche und in unsichtbare Reproduktionarbeit gezwungen bleiben.
2. Im kapitalistischen Patriarchat sind menschliche Beziehungen auf den Kopf gestellt. Nicht das, was den Fortbestand einer jeden Gesellschaft garantiert-nämlich die Reproduktion menschlichen Lebens- bestimmt die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Beziehungen

zueinander, sondern die davon losgekoppelte Produktion, deren Ziel Geld- und Machterwerb ist und nicht die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und Beziehungen beinhaltet. Diese Aufspaltung von Produktion und Reproduktion und die Bewertung der "Produktion als gesellschaftserhaltende Tätigkeit von aller bestimmender Wichtigkeit und Reproduktion als "naturwüchsige Lebensäußerung, nicht gesellschaftlich, der Produktion nachgeordnet" ist gekoppelt an die Geschlechterhierarchie. Wird der Frau qua Personenstand der reproduktive Bereich zugeordnet (Hausarbeit, Erziehung, Sozialarbeit, Subsistenz), so wird der Mann mit dem produktiven Bereich gleichgesetzt, der in der Regel auf Zerstörung basiert, auf Eroberung anderer Märkte und auf ein kriegerisches Verhältnis gegenüber den jeweiligen Gegnern, die die eigenen Machtinteressen bedrohen. Der "weiße Mann" ist der Maßstab und definiert, was und wer Wert ist. Alle Beziehungen werden diesen Wertdefinitionen untergeordnet (z.B. Zivilisierte Welt mit wertvollen Menschen gegen barbarische Welt/ das Existenzrecht von Flüchtlingen u. MigrantInnen wird in diesem Land an ihre Verwertbarkeit gekoppelt). Der weiße Mann als Norm und die daran gekoppelte Wertdefinition hat sich durchgesetzt und ist allen Verhältnissen eingeschrieben. So sind die weiter unten beschriebenen "Grenzübertritte" von Frauen/schwarzen Menschen möglich, ohne diese Norm in Frage zu stellen..

3. Die soziale Geschlechterhierarchie beginnt mit der medizinischen Elimination biologischer Abweichungen von dieser angenommenen Norm. Aus eben diesen Grund sind Zwitter sowohl biologisch wie sozial in dieser Gesellschaft unsichtbar, bzw. vernichtet worden. Die Unsichtbarkeit von möglichen anderen Geschlechtskategorien ist zwingend, um

auf einer scheinbar natürlichen biologischen Zweigeschlechtlichkeit die scheinbar ebenso natürliche soziale "Ordnung" in die Köpfe hineinzupflanzen. Vor der Geburt wird mit der normalsten aller Fragen ("Ist es ein Junge oder ein Mädchen?") die Sozialisation festgelegt und darüber das Kind in allen Lebensbereichen bestimmt. Nicht nur, daß dem Kind keine Entscheidungsmöglichkeit gelassen wird, sondern etwas, das jenseits dieser beiden Kategorien lebbar Realitäten darstellen könnte ist darin nicht annähernd eingeräumt. Die Biologischen Eindeutigkeiten, an Zwittern gewaltsam hergestellt, bestimmen den Personenstand und definieren die gesellschaftliche Rolle und das Leben in hierarchischen Strukturen. Die Brutalität der medizinischen Zuweisung am Beispiel der Zwitter verweist darauf, wie wichtig die Zweigeschlechtliche Ordnung bisher war, um die Geschlechterhierarchie durchzusetzen. Ein Überwechseln von einem Personenstand in den anderen regelt das Gesetz, ein Dazwischen ist nicht vorgesehen. Die Anpassung an die vorgegebene Rolle durchdringt alle Personen und wird gewaltsam flankiert.

4. Patriarchat kennzeichnet für uns ebenso eine rassistisch organisierte Herrschaftsform. Der weiße, gesunde Mann, Inbegriff des sogenannten zivilisierten Welt, bildet die Norm ab an dem alle anderen gemessen werden. In dem Bild vom weißen Mann, als dem eigentlich Wertschöpfenden wird die ökonomische Ausbeutung geschlechtlich und rassistisch/kolonial organisiert (Greencard für Inder/Abschottung Festung Europa, Zivilisation/Barbarei, Definition von wertvollen/weniger wertvollen Menschen mit der Legitimation zum Töten). Ein antipatriarchal orientierter Widerstand gegen die Macht des weißen Mannes zielt eben nicht nur auf eine sexistisch organisierte Ökonomie,

sondern auf die rassistisch/kolonial organisierte Ausbeutung. Dieser Krieg ist in wesentlichen Zügen auch von kolonialen Begriffen geprägt. Die Werte der Zivilisation gegen die Barbarei prägen das Schlachtfeld im Kreuzzug gegen das Böse, den Islam, die arabische Welt. Und der Krieg verlängert sich in den Metropolen u.a. auch im Kampf gegen die Flüchtlinge.

Soweit zur allgemeinen Begriffsdefinition zu unserem Verständnis zu Patriarchat. Im Folgenden werden von zwei Thesen ausgehend Überlegungen zum Antikriegswiderstand zur Diskussion gestellt.

These 1: Nur ein Widerstand, der sich gegen jeden Krieg ausspricht und die radikale Entwaffnung der Herrschenden anstrebt und sich in Bezug setzt zu anderen globalen Kämpfen mit ähnlicher Ausrichtung von Widerstand, entzieht sich im Handeln der Logik von Krieg. Jede Parteinahme für einen kriegerischen Angriff durch einen Staat oder antiemanzipatorische bewaffnete Organisationen, die Macht und Herrschaft anstreben, ist eine Unterstützung von Krieg und kann kein positiver Bezugspunkt unseren Widerstandes sein. Die Infragestellung der Werte des westlichen Zivilisationsmodells sind eine Voraussetzung dafür.

Im Zusammenhang mit dem 11.ten September sind "Krieg und Terror" aus dem Mund der Herrschenden Propagandabegriffe! Aus der Position diese Textes sind Krieg und Terror zwei Seiten ein und desselben patriarchalen Geldstückes, wobei es uns als sinnvoll erscheint, uns nicht auf das Terrain der Terrorismusdefinition einzulassen.

Der Terrorbegriff dient schon seit Jahren dazu Widerstand zu diskreditieren, zu kriminalisieren und je nach Lage zu eliminieren. Und so wird er auch jetzt

ausgeweitet eingesetzt und auch auf GlobalisierungsgegnerInnen und zukünftigen Widerstand ausgeweitet. So sind heute schon Flüchtlinge qua Existenz "terrorismusverdächtig", ihr unerlaubtes Eindringen in die Festung Europa zieht Abschiebeknast nach sich, etc." Terror" ist seitens der Herrschenden ein Synonym geworden für die Bedrohung herrschender Interessen und reibungsloser Verwertungsabläufe.

Die Angriffe am 11.9. waren nicht staatlich legitimierte Kriegshandlung im Sinne der patriarchalen Kriegslogik.

Durch sie wurden Machtzentren bzw.Symbole zerstört. Zivile Mittel werden zu Waffen umfunktioniert und in patriarchaler Kriegslogik wird eine Situation herbeigeführt die nur auf militärische Eskalation setzt. Die Anschläge verschließen gewollt politische Handlungsspielräume und sollen polarisierend wirken. Sie richten sich nicht gegen Krieg, sondern eskalieren ihn. Die Machthaber sehen sich in dem Angriff real bedroht und folglich müsse die "Zivilisation" jetzt gegen die "Barbarei" verteidigt werden. Kreuzzug gegen das Böse, heiliger Krieg und Kampf der Kulturen, Christentum gegen Islam. Das war und ist zum Teil noch der Sprachgebrauch der sich nur taktischen Gründen folgend verändert hat. Wenn wir "Zivilisation" als Herrschaftsmodell betrachten, das seine Kreuzzüge vor 1000 Jahren begann und bis heute in kolonialer Art und Weise in andere Kulturen einfällt (Sanktionen/Investitionen,Weltbankdiktate /Entwicklungshilfe, kriegerische Interventionen/Sterben lassen bei Hunger/Seuchen etc.) befinden wir uns heute in einer neuen Stufe von Krieg. Die Anschläge legitimieren nun eine neue Dimension. Diese liegt in ihrer Monströsität einer sogenannten Antiterrorallianz und der Ankündigung eines 10 Jährigen globalen Krieges und der Ausrottung all dessen was die Herrschenden als Terrorismus definieren.

Entweder emanzipatorischen Kräften gelingt einen Weg in befreite Gesellschaft hinein oder uns stehen Abgründe ins Haus die heute noch niemand zu denken wagt.

Der ehemals demokratische Deckmantel wird heute in das Tuch des Kaisers neue Kleider gehüllt. Die Scham fällt schon seit einiger Zeit und eine "große Aufräumer" gegen alle Kräfte, die aus welchen Gründen auch immer Sand im Getriebe reibungsloser Verwertungsprozesse darstellen ist in Vorbereitung. Die Diskussion um eine Militärgerichtsbarkeit und Anwendung der Folter in England/USA, die Durchpeitschung des Sicherheitspaketes im Bundestag, die EU-weite Neudefinition von Terrorismus und dessen Eliminierung, die Militarisierung der Köpfe ebenso wie der Sozialpolitik untermauern dies leider nur.

Ob nun die Al-Qaidah wirklich die direkten Drahtzieher der Anschläge waren, oder ob sich irgendwann ganz andere Abgründe auftun, ist für die Begründung unserer These unerheblich. Wichtig soll sein, daß uns wir uns als ZuschauerInnen vor der Mattscheibe wiederfinden sollen, die in den Kampf der Guten gegen die Bösen einstimmen sollen. Selbst wenn die Al-Qaidah die alleinigen Drahtzieher waren, so ist auch ihre Entstehung und Herkunft nur eine weitere Bestätigung oben genannter These.

So wurden die Taliban beispielsweise vom Westen als fundamentalistisch-patriarchale Kraft in Stellung gegen die Sowjetunion gebracht. Damals wurde davon ausgegangen das es einer starken Ideologie bräuchte die Sowejets aus dem Land zu vertreiben und den Weg für westliche Interessen frei zu machen. In dieser patriarchalen Aufrüstung war der Angriff auf Frauen und emanzipatorischer Entwicklung wichtiger Bestandteil der Mobilmachung der Männerorganisation. Ausgestattet mit einer fundamentalistischen Ideologie gegen die Besatzer wurden unabhängige, fortschrittlich anzusehende linke und

soziale Gruppen zerrieben. Das Entstehen von Warlord-Strukturen ist kein Versehen sondern ein Konzept um in ehemaligen Staatsformen Ausbeutungs und Verwertungsprozesse im Sinne globaler patriarchaler Herrschaftsinteressen neu ordnen zu können, wie wir am Kriegsergebnis im Kosovo sehen können. (UCK als warlords aufgebaut, Protektorat unter NATO-Verwaltung, durchmilitarisierte Gesellschaft, zerstörte soziale Strukturen, NGO leisten "Entwicklungsarbeit" und gehen mit den Soldaten in die gleichen Puffs, Organisation und Umschlagplatz von Frauenhandel über warlord-Strukturen). Die Strukturen der Warlords und die Strukturen der "freien westlichen Zivilisation" bedienen sich gleichermaßen der patriarchalen Logik von Krieg.

Weder die Angreifer noch die Angegriffenen des 11.ten September kümmern sich bei der Durchsetzung ihrer Interessen um Feinheiten. Es ist alleine eine Frage der Taktik wo an welchem Ort und von wem über wieviele Leichen gegangen wird, oder warum gerade nicht. Auf Menschenleben hat weder die westliche Zivilisation der Kreuzritter oder die Eroberer Nordamerikas Rücksicht genommen noch die neuen Herausforderer. So wird Krieg und Terror seitens der Herrschenden unserer ANsicht nach als zwei divergierende Begriffe benannt, die sie eigentlich nicht sind. Der Terrorbegriff dient den Herrschenden, um ihre unglaubliche Gewalt zu legitimieren. Von antipatriarchalem Standpunkt aus betrachtet ist Krieg und Terror ein und dasselbe ! Beide Kriegsparteien versuchen im Sinne ihrer Mittel und Ideologien zu polarisieren und ihr Anliegen als heilige Sache auszugeben. Es ist eine der Kriegslogiken, nur "Gut" und "Böse" zuzulassen und jede Abweichung zu zermahlen. Am Ende gewinnt das Patriachat.

Indem wir die Entwaffnung von Herrschaft politisch wie praktisch denkbar machen,

brechen wir damit, in den polaren Kriegslogiken verhaftet zu bleiben. Diese Position schließt die Entwaffnung der linken fortschrittlichen ModernisierungsvertreterInnen, die kleinen patriarchal-dominierten Strukturen im linken Gewand ein, die ähnlich wie die 68er nach oben treiben.

Waren es doch auch die "linken, fortschrittlichen" Kräfte, die Herrschaft immer wieder modernisiert haben und nur Macht erringen wollten, deshalb natürlich nie ein politisches Prinzip stark gemacht haben, welches die Entwaffnung der Herrschenden vorantreibt!

Deutsche Männer und Frauen, organisiert als Antideutsche, auf der Guten Seite stehen wollend, die sich von der Schuld ihrer Väter und Mütter freiwaschen wollen reproduzieren Saubermannpositionen, die keinen Widerspruch zuläßt. Ihre Positionen als Verteidiger der Zivilisation weist sie als Profiteure von eben dieser Zivilisation aus. Ihnen kommt das rassistisch und sexistisch organisierte ökonomische Gefälle zugute, folgerichtig organisieren sie ihre Position an der Seite der Zivilisation und westlichen Mächte um die islamischen Zentren auszulöschen. Ihre klare Positionbeschreibung hat mit einer emanzipatorischen Sichtweise nichts zu tun und bewegt sich innerhalb der Kriegslogiken.

Aber auch andersherum läßt sich das Problem gut betrachten: Wenn der 11. Sept. bekennderweise von klassischen Nazis verübt worden wäre die gemeinsame Verurteilung durch die Linke gewiss gewesen. So aber schleicht sich im Umgang mit dem Angriffen auf die USA tatsächlich eine Position ein, die sagt, ja-es sind die Armen der Welt, es sind die Folgen der Globalisierung, des Kapitalismus. Diese Argumentation wäre nie tragfähig innerhalb der Linken gewesen, oder als Variante der Verharmlosung von neonazistischen Terror zu Recht angegriffen worden. Das aber mit den verarmten Klassen argumentiert werden kann entlarvt Teile der Linken, die

an Wertigkeiten festhalten, die uns politisch von ihnen trennen. Über den klassischen Antimperialismus, die heimliche Sympatie für das kleinere Übel, bewegt sich im Rahmen der polaren Gut und Böse Schemas und durchbricht nicht's, die Toten der einen oder anderen Seite sind funktional eingesetzt, dem Antiamerikanismus die Türen geöffnet. An dem Israel/Palestina-Konflikt läßt sich richtigerweise auch Positionen entlarven. Die Parole "Lang lebe Israel" durchbricht ebensowenig die Polaritäten wie "Alle Juden ins Meer", oder "Israel, der Satellit der Amerikaner", (der die Gründe der Existenz Israels negiert- die weltweite Verfolgung Menschen die sich selbst oder von anderen als JüdInnen definiert werden) sondern reproduziert und schreibt Fronten fest, die aus unserer Sicht grenzüberschreitender, polare Fronten zersetzender Lösungen bedarf. Denn natürlich geht es um die Zerstörung jeglicher Herrschafts- und Unterdrückungsformen!

Das heißt, daß unser Kampf gegen den weißen Herrenmenschen auch bedeutet, nicht nur Menschen jüdischen Glaubens oder denjenigen, die sich per Selbstdefinition als jüdisch einordnen, geduldete Nischen einzuräumen, sondern Lebensräume zu erkämpfen, die auf gleichen Rechten aufbauen wie sie für jeden Menschen, egal welcher Hautfarbe, Geschlecht oder Anschauung möglich sein müssen.

Für die Entwicklung eines alltäglichen Widerstandes ist es eine wichtige Frage, inwieweit wir uns gegen den Gegner aufrüsten, eine Militarisierung unserer Auseinandersetzungen in Kauf nehmen und damit in der patriarchalen Logik gefangen bleiben, weil es um "Durchsetzen, Sieg und Eroberung" geht. Oder ob wir versuchen, soziale Prozesse in Gang zu bringen, die Machtstrukturen zersetzen und auflösen können und im Rahmen dieser politischen Bestimmung die

Gewaltfrage und Anwendung von Militanz definieren. Es geht also weder darum, sich einer der Mächte zuzuordnen, noch eine eigene Macht stark zu machen, die in die patriarchale Logik einsteigt, sondern die Zerstörung und Entwaffnung jeglicher patriarchaler Herrschaftsformen anzustreben und jenseits der aufgemachten Kriegspolarisierungen nach Verbündeten Ausschau zu halten. Dabei taucht auch die Frage auf, wo sind weltweit jene Kräfte die jenseits kolonialer und nationaler Grenzziehungen in Widerspruch zu lokaler oder globaler Herrschaft stehen, aber Machtpositionen nicht besetzen wollen?

These 2: Das Modell der Zweigeschlechtlichkeit ist eine zentrale Institution zur Herausbildung kriegerischer, militarisierter Verhältnisse. Die existierende Geschlechterordnung bringt sowohl sexistische Gewaltverhältnisse wie kriegerische, durchmilitarisierte Strukturen hervor. Eine antipatriarchale Antikriegsposition verweigert sich nicht nur bipolarer Positionierung, sondern sollte das MannFrau-Konzept als ein Fundament für die Kriegsfähigkeit und Mobilisierbarkeit der Gesellschaft politisch wie praktisch sabotieren. Angriffe auf die Geschlechterordnung sind im gesellschaftlichen Sinne wehrkraftzersetzend, weil sie klare Wertigkeiten außer Kraft setzen und an einer kriegswichtigen Front Desorientierung verbreiten.

Bipolarität und...

Die Kategorisierung in Frau und Mann schafft den Ausgangspunkt täglicher Rollenzuweisung, ein Oben und Unten. Das bedeutet Sexistische Lebens- und Arbeitsbedingungen, die permanent gewalttätig durchgesetzt werden müssen. Bipolares Denken ist Teil patriarchaler Herrschaft und bedeutend für die Kriegsführung und Kriegsfähigkeit.

Freund-Feind, Mann-Frau, Zivilisation-Barbarei, deutsch-fremd, gesund-krank, weiss-schwarz schafft die Voraussetzung für gesellschaftlich legitimes Morden. Genaugenommen sind an dieser vereinfachten Sichtweise auch linke Modelle gescheitert der in den Polen Arbeiterklasse versus Kapital die Lösung gesucht hat, anstatt zu erkennen wie tiefgreifend Herrschaft die einzelnen Subjekte durchzieht. Für uns kann das nur heißen zu einem Denken und Handeln zu kommen, das die ständigen Kriegspolarisierungen durchbricht, anstatt sich ständig immer wieder in bipolare Strukturen pressen zu lassen.

...Zweigeschlechtlichkeit und Sexualisierte Gewalt...

Wir verzichten darauf, uns auf den Begriff zweier "konstruierter Geschlechter" zu beziehen. Die Vorstellung, zwei Geschlechter würden konstruiert und müssen nur "dekonstruiert" werden, verharmlost deren gewalttätige Herstellung. Die ständige Androhung und Ausübung sexualisierter Gewalt ist eine der Formen, um die Herstellung zweier Geschlechter bzw. damit einhergehender Rollen zu garantieren und stets neu durchzusetzen, mit dem Ziel, Herrschaft abzusichern. Die alltägliche Verinnerlichung sexualisierter Gewalt und Hierarchie läßt Männer als Männer und Frauen als Frauen erscheinen. Unklare Positionen werden im Zweifelsfall weiblich definiert und Sexismus auf "Nichtmännliches" anwendbar gemacht. Der Schwache, die Tunte, der Krüppel, der "Flüchtling", der unterlegene Feind, der Zwitter, der Gegner - diese Bedrohungen, das Andere wird von der Position des weißen, "gesunden, Herrenmenschen ausgehend definiert, verweiblicht und entsprechend angegriffen.

Ein Widerstand gegen sexualisierte Gewalt, der keine gewalttätigen Rollen zwischen den Geschlechtern will, jedoch weiterhin von zwei Geschlechtern ausgeht (oder gar von zwei Rollen), verfehlt das

Ziel. Das Konzept "MannFrau" garantiert das Herrschaftsverhältnis und es wird nicht durch "besseren Mann", "schwuler Mann", "lesbische Frau" oder "feministische Frau" aufgebrochen, reproduziert sich in der biologischen Zuordnung bereits die soziale Rolle. Die obengenannten Zuordnungen durchbrechen den gewalttätigen Rahmen nicht, sondern stabilisieren und verschleiern ihn nur.

Es kann aber umgekehrt keinesfalls davon ausgegangen werden, dass dieser gewalttätige Rahmen so einfach verlassen werden könnte. Die existierenden Nischen, in denen sich "dekonstruiert" wird, und welche sich immer entlang der zwei Pole "MannFrau" bewegen, haben weder ein Bewusstsein darüber entwickelt, daß mit dem Spiel mit den Geschlechterrollen Klischees weiter aufrecht erhalten werden, noch kratzt es das Herrschaftsmodell "MannFrau" nennenswert an. Die Tobeweise ist gesellschaftlich irrelevant und bestenfalls als clownesker Partygag oder gepflegte Diskurse im Unizirkus nett anzuschauen, sofern sie keine praktischen Konsequenzen mit sich ziehen.

...und Struktur und Funktion von Militär

Mit der Herausbildung einer Identifikation mit dem Staat, dessen Diener der Mann werden sollte, waren auch die Grundlagen für eine Bereitschaft hergestellt worden, für die Nation einzutreten, für das Angriffs- und

Verteidigungsinteresse einer Nation in Form des Militärs als Männlichkeitsmaschinerie.

Die Voraussetzung dazu war die Kasernierung als Ort der Prägung patriarchaler Männlichkeit, logischerweise unter Ausschluss von Frauen.

In der heutigen Zeit des "modernisierten" Patriarchats benötigt es biologischer Auschlusskriterien in dieser Form nicht - das heutige Militär ist der Anwesenheit von Frauen gewachsen, die Erkennungsmuster Rosa und Blau, was ist sozial ein Mann, was ist sozial eine Frau,

bleiben trotzdem erhalten und sind nach wie vor zwingend notwendig.

Dortige Funktionen können von einer biologischen Frau ausgekleidet werden, wenn sie Manns genug ist - ihren Mann steht. (In der Regel heißt das bekanntlich, besser zu sein als der Mann). Auch nach dem Eintritt von Frauen liegt hier eine sexistische Struktur zugrunde, welche die Grundlage der Herausbildung patriarchal-männlicher Identität ist. Sexualisierte Angriffe gegen die neuen Soldatinnen sind darin kein Widerspruch.

Wenn weibliche Soldaten in der Zukunft belästigt werden, vergewaltigt werden, wird dies als "Defekt" von Einzelnen interpretiert werden. Die Funktion des Militärs wird durch Frauen in der Armee nicht in Frage gestellt - das Patriarchat modernisiert sich lediglich und legitimiert die eigenen Institutionen aufgrund gesellschaftlicher Dynamiken und Anforderungen nur neu.

So wie eine rassistische Regierung einerseits in Tod, Folter und Elend abschiebt und mit Greencard andererseits jene ins Land holt, die für den Standort Deutschland verwertbar sind, so werden mit einer Olivgreencard Frauen in eine Institution eingelassen, die als exklusiver Männerclub galt.

Die einzige Bedingung: Funktionieren nach patriarchalen Prinzipien: Befehl und Gehorsam, Hierarchien und das Akzeptieren von Gewalt und Mord als Mittel von Konfliktlösung oder Durchsetzung von Machtinteressen. Sind die Grenzen klar, lassen sich die Grenzübertritte und die Visabedingungen klären.

Frauen sind nicht mehr nur Opfer, sondern werden durch "Inkorporation" von Machtverhältnissen zu Nutzniesserinnen und Teilhaberinnen patriarchaler Herrschaft.

Es scheint "natürlich", daß eine Institution, die ihre Existenz mit der Bipolarität, der Hierarchie zwischen den zweigeschlechtlichen Polen begründet und darauf aufbauend agiert, ständig diese

Bipolarität ausstrahlt und als "natürliche" Botschaft weitersendet. Frauen sind Frauen, Männer sind Männer, Flüchtlingsströme sind wieder Frauen (oder genauer: weiblich zugeordnet). Sexualisierte Gewalt war auch in diesem Krieg nur einer der Legitimationsgründe für das eigene kriegerische Eingreifen und wird nicht als das benannt, was sie ist, nämlich die am weitesten verbreitete Gewalt von Männern!

Und nun?

Wie können wir das Sendeprogramm unterbrechen, wie z.B. die geschlechtlichen Bezugspunkte außer Kraft setzen die für das Militär Ausgangsbasis sind, um eine Mobilisierung der Gesellschaft, einer High-Tech-Armee, oder auch einen stumpfen Fußtrupp von Soldaten in Bewegung setzen zu können? Zum Kosovokrieg formulierten wir:

"Der Natokrieg produzierte zwar keine "Mann gegen Mann"-Bilder, die Darstellung der überlegenen Technologie gegen das "Barbarisch, wilde archaische" der zu "Befreienden" als auch der zu "Vernichtenden" ist längst die erweiterte Identifikationsmöglichkeit geworden für ein z.B. patriarchal-männliches Interesse. Wir halten es für einen Trugschluß und einen gefährlichen politischen Fehler zu glauben, das Patriarchat löse sich auf, weil die Geschlechterrollen an einigen Orten durcheinander zu kommen scheinen. Sie kommen nicht oder weniger durcheinander, als es auf den ersten Blick aussieht. Eine falsche Analyse wird uns zu falschen Schlüssen bringen und die Kraft des patriarchalen Modernisierungschubes unterschätzen. Und auch wenn dieser Krieg keine Mobilisierung benötigt, die den "Mann gegen Mann"- Bildern entsprechen, oder verdächtig wenig "Hurra-Patriotismus" aufkommt, bedeutet das nicht, daß sie nicht trotzdem mobilisierbar sind. Die Computerspiele und Videotheken sind voll mit Mann- zu Mann- Kämpfen, und die

Kids träumen noch immer davon, ein Held zu sein. Notfalls im Raumschiff im Kampf gegen Barbaren, fremde Zivilisationen oder technologische Überlegenheiten." Die aktuelle Darstellung der Elitesoldaten bestätigt die Abrufbarkeit der Bilder von männlichen Kampfmaschinen.

Kriegsvorbereitung ist ein sozialer Prozeß, in den viele Teile der Gesellschaft mitgenommen werden müssen und wir befinden uns inmitten einer großen Mobilmachung der Gesellschaft.

Die biologischen Personen sind dann austauschbar, wenn das patriarchale Prinzip gewahrt bleibt. Das Projekt "Mann-Maschine" schafft neue Identifikationen, die den präzisen Eingriff als Allmachtsphantasie abfeiern. Die Kriegstechnologie der NATO ist männlich zugeordnet, weil sie stark, allmächtig und auf den Punkt genau zu treffen vermag, wie uns die Propaganda suggeriert.

Nicht die gepflegten Übergänge von A nach B und von Rot nach Blau oder umgekehrt sind zu organisieren, sondern ein Widerstand, welcher das Prinzip der Zweigeschlechtlichkeit als zentrales Fundament für patriarchale Herrschaft zu zerstören trachtet. Anders ausgedrückt: eine Antikriegsposition, die "nur" die ökonomischen, geopolitischen Interessen z.B. am Krieg analysiert, geht nicht die Fundamente des System an, das Militär in seiner Handlungsfähigkeit bedingt. In die Institution Militär ist die patriarchale Funktion Mann eingeschrieben.

Nach wie vor ist das Patriarchat, aufbauend auf der sozialen Differenz zwischen den konstruierten Geschlechtern "Mann/Frau" auf die Bipolarität angewiesen. Die biologische Differenz wird bemüht, um die soziale Hierarchie von Kindesbeinen an aufzubauen. Sie wird mit Gewalt gegen die eventuellen Widerstände von Frauen wie Männer durchgesetzt. Die Wege der Durchsetzung sind gemäß der Anforderungen an "Frauen und Männer"

unterschiedlich organisiert, also auch die Gewaltformen - das Ziel; die Aufrechterhaltung der zweigeschlechtlichen Ordnung bleibt gleich.

Es bedarf einer persönlichen Aufkündigung der Zugehörigkeit MannFrau und die Schaffung dissidenter Orte.

Die dissidente Position sucht sich keine neue Heimat entlang heterosexistischer FrauMann-Normierung und zielt auch nicht auf die gesellschaftliche Anerkennung und Teilhabe am Kuchen, die gerne in Regierungsstühlen, korrupten NGO's und Homoehen verenden. Eine dissidente Position will keinen neues Transsexuellengesetz und auch keinen hippen Platz an der Transgendersonne, sondern ist disfunktional weil ort- und bezugslos. Ein wie auch immer geartetes Beziehen auf ein MannFrau-Konzept reproduziert sexualisierte Gewalt, stützt patriarchale Herrschaft und sabotiert nicht die patriarchale Logik von Militär und Krieg.

Wir brauchen einen aggressiven Angriff auf die Grundfeste heterosexistischer Herrschaft, so daß sich im Widerstand lebbare Räume und Bündnisse neu entfalten können, die sich in dieser bipolaren Logik nicht haben entwickeln können.

für eine AntiPatriarchaleOrganisierung (APO), loser Diskussionszusammenhang Kontakt/Anfragen unter apo@bamm.de

Eine neue Sicht auf Prostitution, Frauenhandel und Gesellschaft

Im Vergleich zu anderen Bereichen scheint Prostitution ein Sektor zu sein, dem nur sehr wenig Aufmerksamkeit zuteil wird. Wir finden es sehr bezeichnend, dass die Analyse von Gefängnissen, pathologischen Anstalten und dem Militär heute als wichtige Faktoren der sozialen Kritik angesehen werden, während Sex - Sexarbeit und Frauenhandel – nach wie vor hinter einem aus Ignoranz bestehenden Vorhang verschwinden. Dieser Zustand muss geändert werden, da dies für uns der einzige Weg ist, eine Transformation der sozialen Theorie, die von einer männlichen Gesellschaft ausgeht (welche nicht existiert!) umzusetzen, zugunsten einer Theorie, die sich eher mit den realen Verhältnissen auseinandersetzt. Für die Problematik der Sexarbeit sind die Geschlechterverhältnisse der zentrale Ansatzpunkt, und wir denken, dass wir auf die Gesellschaft aus der Perspektive der Sexarbeit schauen sollten, anstatt Prostitution nur als einzelnes Thema zu betrachten.

Im ersten Teil unseres Workshops geht es um eine eher theoretisch angelegte Einführung in die Eigenschaften der Verbindung zwischen Prostitution und Gesellschaft. Im Vordergrund stehen dabei die Beziehungen zwischen Prostitution und:

- Etwas, dass als “Frauenwelt” bezeichnet werden könnte;
- Individuellen Männern, Kunden und besonders Repräsentanten offizieller Institutionen;
- Der Gesellschaft als Ganzes;
- Den kulturellen Faktoren, inklusive der Kirche (dazu ist es wichtig zu wissen, dass in Polen die Kirche ebenfalls als Institution angesehen werden kann).

Wir wollen gerne die theoretische Perspektive diskutieren sowie die

Unterschiede der “Prostitutionssituationen” in Polen und Deutschland, da uns darin Differenzen aufgefallen sind.

Der zweite Teil des Workshops soll sich mit Frauenhandel beschäftigen. Dabei möchten wir gerne auf interaktives Material der polnischen Organisation “La Strada” zurückgreifen, falls das möglich ist. Wir werden:

- Eine Definition des Frauenhandels präsentieren;
- Die Arbeit und Methoden einiger Organisationen darstellen, die sich gegen Frauenhandel engagieren;
- Auf die ökonomischen, sozialen und psychologischen Faktoren eingehen, die den Handel überhaupt ermöglichen;
- Die besonderen Elemente der polnischen Situation aufzeigen;
- Über die “Opferwerdung” reden.

Da der zweite Teil vorwiegend interaktiv ausgerichtet ist (es soll eher Gruppenarbeit stattfinden als eine durchgängige Diskussion, zusätzlich wird das bereits genannte Material präsentiert), wären wir über eine TeilnehmerInnenzahl, die 30 nicht überschreitet, sehr glücklich. Im ersten Teil können so viele Leute teilnehmen, wie in den entsprechenden Raum hineinpassen, da es sich hierbei nur um einen unglaublich langweiligen Vortrag und eine Diskussion handelt ;-). Wir werden über Prostitution im Allgemeinen sprechen sowie die spezielle Situation in Polen, da wir davon überzeugt sind, dass sich soziale Probleme nicht bearbeiten lassen, wenn wir nicht ins Detail gehen und die Besonderheiten von Kultur, Gesellschaft und Geschichte miteinbeziehen. Von da aus kommen wir dann zu einer Kritik am Staat und den jeweiligen Institutionen.

Joanna Garnier

Ewa Majewska

(übersetzt aus dem Englischen)

Postmoderne, Bildungsbürgerlichkeit und Klassenherkunft

Bescheidenheit ist der zentrale Begriff, wenn es gilt, die Klassenproblematik anzusprechen. Keine *falsche* Bescheidenheit, sondern *richtige*.

Keine falsche Bescheidenheit: seit Jahren wird ein massiver Klassenkampf von oben geführt, ohne dass dem großartig etwas entgegengesetzt wird. 2001 alleine sind in der BRD drei Berichte erschienen, deren Resultate erschrecken: der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Regierung, die 16. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes und die 1. PISA-Studie. Arme werden ärmer, Reiche werden reicher und die Auslese nach sozialer Herkunft ist inzwischen in Deutschland so stark wie kaum in einem anderen Land. Wo bleibt der Widerstand von unten?

Richtige Bescheidenheit: die letzten 150 Jahre waren geprägt durch die Dominanz der Klasse als Hauptwiderspruch. Andere Unterdrückungsformen wurden zu wenig wahrgenommen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass der Begriff Klasse anrühlich und antiquiert wirkt. Wichtig ist daher, dass mit einem Klassenbegriff umgegangen wird, der sich als eine von vielen Unterdrückungsformen versteht, mit denen er verwoben ist. Hier hat er allerdings seinen Platz und sollte sich nicht falsch bescheiden.

In der Vorbereitung zur crossover-conference zeigte sich, dass der Begriff "Klasse" umstritten ist. Klassen gibt es dadurch, dass sie konstruiert werden. Ich bestehe nicht auf den Begriff *Klasse*. Wenn ich von Klasse rede, dann will ich darauf hinaus, dass es eine Gruppe mit einer spezifischen (sich wandelnden) Existenzweise in dieser Gesellschaft gibt, der mitsamt ihren Kindern massiv Zugänge zu Reichtum, Bildung und Kultur von anderen Gruppen verweigert wird. Deren Existenzweise abgewertet wird.

Die Postmoderne Theorie wird dieser Existenzweise ebenfalls nicht gerecht mit ihrer Rede vom "Spiel", in der Berufung auf Nietzsche, in der Ignoranz gegenüber Gewalt und der Aufwertung von Sprache für soziale Konstruktionen, im vermeintlichen Perspektivismus und Relativismus.

Dethematisierung von Gewalt – zum Beispiel Judith Butler

Die postmoderne Philosophie im weitesten Sinne benutzt zentral den Begriff des Spiels um Machtverhältnisse zu beschreiben. Hier wird übersehen, was sonst ein zentraler Punkt dieser Philosophie ist: dass der Begriff "Spiel" wie viele andere Begriffe "binär kodiert" ist, d.h. er bezeichnet nur die eine Seite eines Gegensatzpaares, und dass das "andere" des Spiels nicht gesehen wird. Der Gegenbegriff zum Spiel ist Ernst. Wenn vom Spiel die Rede ist, wird Ernst mitgemeint. Der Ernst kommt aber in der postmodernen Philosophie nicht vor. Er hat eine Randexistenz.

Frigga Haug hat Anfang der 70er Jahre den RollentheoretikerInnen vorgeworfen, dass sie Bestandteil einer bürgerlichen Ideologie seien, die sich selbst nicht ernst nimmt. Ähnliches ließe sich heute von den postmodernen TheoretikerInnen sagen.

Der Ernst in der Form *schrecklicher Gewalt* wird tabuisiert.

Ein Beispiel unter vielen ist Judith Butlers neues Buch "Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung". Sie schafft es 200 Seiten über Macht und Unterwerfung zu schreiben, ohne Gewalt zu thematisieren.

Anhand von drei Beispielen in diesem Buch zeigt sich die Tabuisierung von Gewalt. Zunächst geht sie auf Hegels bekanntes Kapitel "Herrschaft und Knechtschaft" in der "Phänomenologie des Geistes" ein und bemängelt, dass dieses Kapitel nicht mit dem nachfolgenden

Kapitel über das "unglückliche Bewusstsein" als ein Zusammenhang gesehen wird. Judith Butler begeht hier den gleichen Fehler wie viele Hegel-LeserInnen: zu überlesen, dass die *Todesdrohung* das Selbstbewusstsein schafft. Dann geht sie auf Freuds "Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" ein. Hier müsste sie eigentlich wissen, dass dies Freuds zweite Sexualtheorie ist. Zunächst ging Freud davon aus, dass sehr viele Kinder sexualisierte Gewalt erlebt haben. Um als Psychologe anerkannt zu werden, musste er diese Position aufgeben. Die Grundlage der Sexualtheorie die er in den drei Abhandlungen entwickelte, basiert darauf, dass die Kinder sich die sexualisierte Gewalt nur eingebildet haben. Als drittes geht sie auf Althusser ein, um seinen Begriff der "Anrufung" zu untersuchen:

"Betrachten wir den Althusser'schen Begriff der Interpellation oder Anrufung, wonach ein Subjekt durch einen Ruf, eine Anrede, eine Benennung konstituiert wird. Althusser scheint im großen ganzen davon auszugehen, dass diese soziale Forderung – man könnte sie einen symbolischen Befehl nennen – tatsächlich jene Art von Subjekte hervorbringt, die sie benennt. Er gibt das Beispiel vom Polizisten, der auf der Straße ruft: "He, Sie da!", und schließt, dass dieser Ruf wesentlich denjenigen konstituiert, an den er gerichtet ist. Es handelt sich klar um eine Disziplinierungsszene; der Ruf des Polizisten ist der Versuch, jemanden zur Ordnung zu bringen." Butler, *Psyche der Macht*, S. 91

Sie fragt sich anschließend, wieso auf diesen Ruf gehört wird und die wirklich naheliegendste Antwort zieht sie nicht in Erwägung: dass der Polizist bewaffnet ist (mindestens mit einem Knüppel) und darin ausgebildet ist, seine Waffen zu benutzen und die Anwendung von Gewalt von ihm gesellschaftlich erwartet, mindestens aber gebilligt wird.

Bei Foucault brauchte Judith Butler nicht mehr irgendetwas zu ignorieren, dies hat er vor ihr seit Mitte der 70er Jahre selber getan. Anlässlich der letzten vollzogenen Todesstrafe Anfang der 70er in Frankreich, setzte Foucault noch das französische Knastsystem mit einem System der Todesdrohung gleich. Mit "Überwachen und Strafen" jedoch verlegte er Tod und Marter ins Mittelalter. Heutige Knäste benötigen scheinbar zur Disziplinierung keinerlei Todesdrohung oder Folter mehr.

Postmoderne Theorie und Postfordismus

Foucaults Kritik am Ökonomismus linker Theorie entstand in der Zeit, als die vorherrschende Produktions- und Arbeitsweise – der Fordismus - in eine Krise geraten ist. Dies machte unter anderem den Attraktivitätsschub seines Ansatzes aus: seine Theorie schwamm quasi mit dem Strom gesellschaftlicher Entwicklung. Die alten linken Modelle hatten auch deshalb ausgedient, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse ausgedient hatten. Allerdings vermischen sich heute foucaultsche Theoriestücke mit der Ideologie der neuen Produktions- und Arbeitsweise und der entsprechenden staatlichen Regulation.

Postmoderne Theorie geht einher mit postfordistischen Schließungsprozessen der Bildungsinstitutionen. Zugang zur Bildung haben beinahe nur noch Menschen, die den Tauschwert von Bildung, symbolisches Kapital, mehr schätzen als den Gebrauchswert.

Welche Bedeutung hat für uns Bildung / Theorie, was hat dies mit unseren Herkunftsn zu tun?

Die soziale Herkunft, der klassenspezifische Habitus, bedingt die Theorieproduktion: Studierende der Mittel- und Oberschicht studieren in der Regel eltern-, prüfungs-, karriereorientierter und praxisferner. Auch sie pflegen eine eigentümliche Aufteilung von Ernst und Spiel: Ernst ist das Drängen der Eltern, Ernst ist die anstehende Prüfung, Spiel

hingegen ist der Inhalt, die Theorie: "... es gibt keine Wahrheit, außer dass meine Eltern mir nur noch ein Jahr das Studium finanzieren ...". Bildung wird verstanden als Qualifizierung, therapeutische Angebote werden angenommen, um die Widersprüche zwischen Alltagsbedürfnissen und der Karriere zu kitten zugunsten der Karriere. Und mit Foucault ließe sich dies auch noch als progressive *Selbsttechnik* verkaufen. Foucault ist zuviel Nietzsche – zumindest im Postfordismus.

Sprache und Wirklichkeit fallen nicht zusammen

("Es macht uns ein Geschwätz nicht satt")

In den letzten fünf Jahren hat es in der BRD mehrere Untersuchungen zum Thema Klasse und Geschlecht gegeben. Die Ergebnisse liefen in allen Studien darauf hinaus, dass der Umgang zwischen Männern und Frauen je nach Milieuzugehörigkeit variiert. Dies betrifft vor allem die Wahrnehmung von Geschlechtsdifferenz und Männlichkeit/Weiblichkeit als Praxis. Ganz grob lässt sich sagen, dass in der "Mittelschicht" eine sehr starke Geschlechtertrennung vorhanden ist und auf der sprachlichen, spielerischen Ebene weggeredet wird. Und dass in der "ArbeiterInnenschicht" diese grundsätzliche Trennung nicht so sehr vorhanden ist ("pragmatische Orientierung" / "praktische Solidarität") aber sprachlich/spielerisch dargestellt wird. Dies heißt aber auch, dass politische Strategien wie Queering je nach Klassenzugehörigkeit unterschiedlich erfolgreich sein werden. Während es im bürgerlichen Milieu tatsächlich zu Verwirrungen kommen kann, diese aber vielleicht auf einer sprachlichen Ebene

verbleiben, wird Crossdressing im ArbeiterInnenmilieu wahrscheinlich nicht ganz ernst genommen, weil es eben Spiel ist und nicht der Alltagssituation von ArbeiterInnen gerecht wird - es fehlt der Spielraum.

Auch für die linksradikale Szene stellt sich die Frage des Spielraumes. Die Frage, wie ich meinen Lebensunterhalt bestreite, spielt als politische Herausforderung in der linksradikalen Szene - wie ich sie wahrnehme - kaum noch eine Rolle, obwohl das soziale Netz in der BRD massiv abgebaut wurde. Diese Frage wird individualistisch gelöst. In einer Gender- oder Foucault-Gruppe passt die Thematik der Frage "(Wie) bezahle ich meine Miete?" nun mal nicht so gut wie in einer JobberInnen-Initiative oder Häuserkampf-Gruppe. In der natürlich andere Fragen nicht passen – nur bringt es nichts das eine Defizit mit dem anderen auszutauschen.

Fazit oder was soll in der Gruppe laufen?

Dieser Text ist eine Anregung mit der das Problemfeld umrissen werden soll. Es geht mir darum, die Klassenfrage *innerhalb* der Szene zum Thema zu machen, die sich auf der crossover conference trifft.

Ich bereite mich inhaltlich und methodisch auf verschiedene Möglichkeiten vor.

Wir können z.B. ganz konkret praktisch eine Demo gegen die Elite-Uni in Bremen vorbereiten oder über Bildung im Postfordismus diskutieren oder beides (Gesamtentnietzung) oder anderes. Um mit allen Ideen konstruktiv umzugehen, die in dem workshop aufeinandertreffen, werde ich auf Methoden aus der Bildungsarbeit zurückgreifen. Auch für Bewegung ist gesorgt...

Erich Landrocker

Workshop: Geschlecht schlägt Klasse oder im Bordell sind alle Männer gleich

Workshop zu Prostitutionskunden.

In diesem Workshop wird es vorwiegend um heterosexuelle Männer gehen, die sexuelle Dienstleistungen von weiblichen Prostituierten käuflich erwerben. Kurz gesagt es geht um Prostitutionskunden bzw. Freier (und in meinen Augen um einen großen, sehr großen sexistischen Mist). Diesem Phänom wird, trotz seiner quantitativen Größenordnung - Schätzungen erstrecken sich von 18% bis hin zu 88% aller Männer, die Prostitutionserfahrungen haben -, weder in der wissenschaftlich-akademischen Betrachtung noch im politischen Diskursraum größere Beachtung geschenkt. Von einer politisch-praktischen Intervention ganz zu schweigen. Das macht die Beschäftigung mit diesem Thema schwierig und interessant zugleich. Zum einen gibt es also kaum ausreichendes Material, um sich wie gewöhnlich in ein Thema reinzufuchsen: Bücher lesen, Zeitschriften und Artikel raussuchen, in vorhandene Diskussionsfelder eintauchen, sich auf den neuesten Stand bringen, sich eine eigene Position erarbeiten und vielleicht sogar politisch in Aktion zu treten. (Letztendlich werden alle Neugierigen zwar eine Menge Literatur zum Thema Prostitution finden, aber zum Themenschwerpunkt 'Prostitutionskunden' sind im Prinzip nur sechs oder sieben wichtige Bücher und Studien auf dem Markt). Zum anderen liegt hierin aber auch eine Chance den Kopf frei zu haben für eigene Gedanken, Spekulationen und Überlegungen. Welch ein Luxus eigentlich. Wir werden in dem Workshop daher versuchen uns dem Phänomen von mehreren Seiten zu nähern, es einzukreisen, greifbar und damit auch

angreifbar (?) zu machen. Einige mögliche Fragenstellungen könnten hierbei sein (Anmerkung: wie es genau läuft bestimmen wir natürlich gemeinsam, das ist alles sozusagen als Vorschlag zu verstehen):

- wieviele Prostitutionskunden gibt es überhaupt, was machen sie, wie oft, wo und wann nutzen sie prostitutive Sexualität,
- was sind ihre Gründe und Motive für einen Prostitutionsbesuch und was sind ihre Antriebsquellen,
- wie bewerten sie ihr Verhalten, wie stehen sie zu Prostituierten und Prostitution insgesamt, was sind ihre Grenzen oder sind sie 'schamlos-grenzenlos' in ihren Prostitutionskontakten?

Wichtig und zentral wird es auch sein zu fragen, was Männer überhaupt befähigt so etwas nicht selbstverständliches und 'natürliches' wie prostitutionsgeleitete Sexualität zu begehren, zu wünschen und durchzuführen. Basiert dieser Kontakt doch zentral auf der Fähigkeit distanzgeleitete, warenförmige, ich-bezogene und auf die strikte Durchsetzung der eigenen (sexuellen) Bedürfnisse ausgerichtete Sexualität praktizieren zu können. D.h. es gilt herauszufinden welche Einstellungen, Gefühls-, Denk- und Wahrnehmungsmuster, welche Körperbilder, Sexualitätsvorstellungen und Geschlechterbilder bei den Freiern existieren und ob sich diese zu verschiedenen Formationen von Männlichkeiten bzw. männlicher Identitätsmuster zusammenfassen lassen? Wenn wir uns dies alles erarbeitet haben können wir dann auch zu dem das summercamp-project bzw. die crossover-

conference übergeordnete Thema kommen: die analysierende Verknüpfung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen und die Diskussion, welche theoretischen und praktisch-politischen Schlüsse sich hieraus schließen lassen. Hierbei könnten folgende Gesichtspunkte von zentraler Bedeutung sein:

- wie ist das Verhältnis von Geschlecht und Klasse zu fassen, denn Männer aller Klassenfraktionen besuchen Bordelle und nutzen prostitutive Sexualität,
- welche Rolle spielt Rassismus angesichts einer relativ hohen Zahl von Migrantinnen unter Prostituierten und in bezug auf mehrerer Millionen von Männern, die als Prostitutionskunden in Trikontregionen 'einfallen',
- wie gestalten sich überhaupt die Macht- und Herrschaftsverhältnisse innerhalb des prostitutiven Settings? Ist es ein im bürgerlichen Sinne 'normaler', politisch und moralisch unbedenklicher Tauschakt, der lediglich durch doppelmoralistische und gesetzliche Diskriminierungen ein gesellschaftliches Randdasein und vor allem für die Prostituierten aus diesen Gründen ein Problem darstellt? Oder handelt es sich hierbei um ein zentrales patriarchales Macht- und Gewaltphänomen, welches das in seiner Normalität erschreckende Bild einer maximal degenerierten männlichen Körperlichkeit, Sexualität sowie Macht- und Dominanzbessenseheit von Männern über Frauen darstellt?

Und schließlich: was macht eine radikale, antipatriarchale Linke mit diesem Phänomen? Wo sich positionieren, welche Bündnisse eingehen (z.B. mit Prostitutionsverbänden, in kritischer Solidarität oder in Fundamentalopposition zu ihnen), wie mit Freien verfahren, wie mit denen, die ihr Geschäft mit Prostitution betreiben oder ganz global-galaktisch, wie mit Verhältnissen umgehen, die so etwas wie Prostitution und das Verlangen danach überhaupt erst hervorbringen?

Um noch einmal auf den Anfang des Miniartikels zu kommen, meines Erachtens gibt es eine solche politische Praxis im linksradikal-emanzipatorischen Spektrum so gut wie gar nicht (mehr). Ein Grund mehr also pionierInnenhaft dieses Feld von der crossover-conference ausgehend zu beackern.

Falls nach all diesen Fragen und Themen noch Platz sein sollte könnte noch eine utopische Diskussion vom Zaun gebrochen werden, wie beispielsweise die sexuellen Verhältnisse in einer wie auch immer definierten 'befreiten Gesellschaft' aussehen könnten. Gerade in bezug auf die Frage, ob es für alle ein Recht auf sexuelle Grundversorgung geben sollte beispielsweise für Menschen die aus körperlichen oder psychischen Gründen hierzu kommunikativ nicht in der Lage sind. Und falls ja, wie sollte das organisiert werden?

Fragen über Fragen also. Zur ersten Orientierung und für eine Vorbereitung zum Workshop kann es nützlich sein sich ein kleines Werk über dieses Thema anzuschauen (zugegeben mein eigenes, eine qualitative Untersuchung über Prostitutionskunden mit hohem Wiedererkennungsfaktor was die aufgeworfenen Fragestellungen anbetrifft, inklusive einer relativ aktuellen Literaturliste). Ihr könnt es erhalten über lippenstifte@gmx.de oder evtl. über die website (summercamp.squat.net), wobei ersteres am sichersten ist.

In diesem Sinne viel Spaß mit allem.

Crazy horse, Bremen

Schwul oder queer oder was?

Fragen aus dem Homoland

Ein 10 Jahre altes Projekt stellt sich vor

Schwule Identität ist eine Erfindung der letzten 150 Jahre, und noch dazu auf die Gesellschaften in Europa und US-Amerika begrenzt - kann es trotzdem sinnvoll sein, sich als schwul zu definieren? Oder schließt es männerliebender Männer mit nicht-weißer Ethnizität aus? Führt die Definition als schwul zum Ausschluss abweichender Sexualität (inter-, trans-, bi- oder asexuell) und zu eine Verarmung der Möglichkeiten des eigenen Lebens? - Ist andererseits die Bezeichnung als queer (oder gar die Verweigerung jeglicher Definition) kompatibel mit der Kommerzialisierung der Schwulenszene, die nur irgendwie vielfältig, aber nicht abweichend sein will? Ist es geboten, sich als schwul zu bezeichnen, solange es Zwangsheterosexualität gibt? Oder können einige von uns sich schon heute nicht mehr sicher sein, was sie eigentlich sind? Was bedeutet eine queere Identität für Allianzen zwischen Schwulen und Lesben?

Über solche und ähnliche Fragen wollen wir mit euch in unserem Workshop diskutieren.

Wer wir sind, würden wir verschieden beantworten, aber aus den verschiedenen Möglichkeiten - schwul oder queer oder was? - könnt ihr schon sehen, dass wir weder Lesben, noch schwarze Frauen oder heterosexuelle Männer aus Lateinamerika sind. Auch wenn wir uns über die Identität, die wir teilen (bzw. nicht teilen), uneinig sind, kommen wir aus einem gemeinsamen Projekt, der Homolandwoche. Davon soll es im Workshop eine kurze Vorstellung geben.

Text zum Workshop "Differenzen in Sexualitäten und Männlichkeiten"

Vorbemerkung

Der folgende Text gliedert sich in 5 Abschnitte. Diese entsprechen in etwa der Struktur, die wir dem Workshop geben wollen:

Nach der Vorstellung der Vorbereitungsgruppe (siehe Teil 1) und der TeilnehmerInnen werden wir ein Modell vorstellen, mit dem wir versuchen wollen, einige Dimensionen von Identität und einige psychisch-sozialen Dynamiken, die mit ihnen zusammenhängen, zu erfassen (siehe Teil 2). Danach wollen wir in drei oder mehr kleineren Gruppen, je nachdem wie viele Leute insgesamt mitmachen, weiterreden. Wir schlagen vor, dass jede Gruppe sich mit einem der Schwerpunkte beschäftigt, zu denen wir inhaltlich gearbeitet haben: Männlichkeiten (siehe Teil 3), Sexualitäten (siehe Teil 4) und Grenzverletzungen und sexuelle Gewalt (siehe Teil 5).

Im letzten Teil des Workshops wollen wir die Frage aufwerfen, wie ein emanzipatorischer Diskurs über Sexualität überhaupt organisiert werden kann, und was für eine politische Praxis auf diesem Feld möglich ist.

Wir haben versucht, einen klaren Strukturvorschlag zu machen. Wie der Workshop real ablaufen wird, wird von der jeweiligen Situation und den Wünschen und Interessen der TeilnehmerInnen abhängen, auf die wir uns selbstverständlich einstellen werden.

1. Vorstellung

Wir haben uns als Gruppe Ende des Jahres 2000 zusammengefunden. Anlass, uns in dieser Konstellation zusammenzutun, war die Zuspitzung der seit einiger Zeit in der

"linksradikalen" Szene laufenden sogenannten Vergewaltigungsdebatte.

Wir wollten öffentlich und eindeutig gegen die antifeministischen Tendenzen, die in vielen Beiträgen zur Vergewaltigungsdebatte deutlich werden, Stellung beziehen.

Darüber hinaus zielen wir auf eine grundsätzliche politische Auseinandersetzung um Sexualität und Herrschaft ab.

Denn eigentlich, finden wir, sollte Sexualität ein zentrales Feld linksradikaler Politik sein.

Wir haben diskutiert, inwieweit die Vergewaltigungsdebatte, so wie sie geführt wird, als Symptom eines antifeministischen backlashes zu verstehen ist. Damit meinen wir einen politischen/ökonomischen/ideologischen...

"Rückschlag" gegen Frauen im Allgemeinen und Feministinnen im Besonderen, der im Kontext der Zurückdrängung auch anderer emanzipatorischer sozialer Bewegungen seit den 70er Jahren zu sehen ist. Dieser backlash äußert sich unserer Meinung nach nicht nur z.B. darin, dass es in vielen Staaten schwieriger geworden ist, eine Schwangerschaft abubrechen, oder in der Zunahme von Frauenerwerbslosigkeit, sondern eben auch im schwindenden Einfluss von Feministinnen innerhalb der sogenannten radikalen Linken, zumindest sehen wir das für die "westdeutsche" Situation so und meinen ähnliche Entwicklungen in anderen westlichen Ländern erkennen zu können. Bei dieser "backlash"-Diskussion geht es natürlich auch um die allgemeinere Frage, wie welche

politischen/sozialen/kulturellen/ideologischen... Entwicklungen der letzten 15 oder 20 Jahre einzuordnen sind. Es hat einen

backlash gegeben (und er dauert an), darüber sind wir uns einig, aber es ist noch viel mehr passiert und viele Prozesse lassen sich in kein einfaches Schema einordnen. Die Veränderungen feministischer Politiken seit den 70ern zum Beispiel lassen sich mit einem Schema von Rückschritt und Fortschritt nicht ausreichend fassen.

Dass einige Interventionen in "linksradikale" Debatten um Sexualität, die wir als zumindest teilweise antifeministisch begreifen, zum Teil "dekonstruktives" bzw. "poststrukturalistisches" Vokabular bemühen, war bei uns Anlass zu Debatten um die politische Einordnung von dekonstruktiven Ansätzen im Allgemeinen. An diesem Punkt gibt es unter uns Differenzen, wobei jedoch z.B. Konsens darüber besteht, dass die "dekonstruktive" Kritik an vereinheitlichenden Identitätskategorien wichtig und richtig ist. Wir unterscheiden uns dann z. B. allerdings darin, für wie notwendig wir die Bildung von Kollektivsubjekten einerseits, die Kritik an Identitäten als ausschließend und vereinheitlichend andererseits, finden.

Wir haben bei unseren Gesprächen über Sexualität etc. in der AG keineswegs immer gewusst, wo die Ideen, die wir gerade verwenden, herkommen. Nachträglich könnte man sagen, dass zu unserem theoretischen background unter anderem Fragmente aus der Kritischen Theorie oder diskursanalytische Theoreme von Foucault bis Butler, ebenso wie feministisch-psychoanalytische Ansätze gehörten.

Wir haben uns in der AG bewusst entschieden, wenig Textarbeit zu machen: wir haben zwar ab und zu einen Text gelesen, uns aber wenig an den Texten abgearbeitet und uns stattdessen viel über unsere persönlichen Erfahrungen, Gedanken und Gefühle bezüglich Sexualität, Macht, Geschlecht erzählt und versucht, dies mit dem, was wir an Theorie

gelesen oder sonstwie aufgeschnappt haben, zu verknüpfen.

Durch diese Vorgehensweise hat natürlich alles etwas länger gedauert, aus der schnellen Reaktion auf aktuelle Debatten ist mal wieder nichts geworden, dafür machen wir jetzt diesen Workshop.

2. *Differenzen und Dynamiken*

Für den Workshop auf der *Crossover Conference* haben wir versucht, eine gewisse Ordnung in den Gedankenwust zu bringen, den wir im Laufe unserer Gespräche produziert haben. Das Resultat unserer Bemühungen findet sich – wie eingangs schon erwähnt – in einem Modell wieder, mit dem wir versuchen wollen, einige Dimensionen von Identität und einige Dynamiken, die mit ihnen zusammenhängen, zu fassen zu kriegen. Dieses Modell wollen wir erstmal skizzieren, bevor wir dann unsere inhaltlichen Vorarbeiten für die drei von uns vorgeschlagenen Arbeitsschwerpunkte vorstellen. Wir möchten betonen, dass wir mit diesem Modell noch gar nicht viel gearbeitet haben, es ist eher gegen Ende unserer Gespräche aufgetaucht, als Versuch, dem Workshop eine klare Struktur zu geben.

2.1. *Differenzen*

Einige Dimensionen von Identität, die wir bei der politischen Analyse von Sexualität versuchen wollen mitzudenken, wären: Körpernormen (Gesundheit, Schönheit, etc.), Altershierarchien (Erwachsene-Kinder, Junge-Alte), Geschlecht, Ethnizität, Race, Nationalität, (das schließt auch Positionierung in Nord-Süd, Ost-West-Hierarchien ein), Religion (auch und gerade im Sinne einer religiösen Prägung in formell säkularen Gesellschaften), Urbanität (städtisch – ländlich, "modern" – "traditionell"), Zugewandert – Einheimisch (Autochthonie) und Klasse (Klassenherkunft, aktueller Klassenstatus).

Wir verstehen Klasse nicht rein ökonomisch; kulturelle, Bildungs-Ressourcen, etc. sind Teil von Klasse.

S. Stanford Friedman hat (in "Mappings", 1998) aus feministischer Perspektive eine nützliche "Landkarte" sechs kritischer Diskurse über Identität entwickelt:

1. Der Diskurs der "multiple oppression" betont, dass Identität durch Unterdrückung geschaffen wird, aber auch die Kraft, die aus Differenzen geschöpft werden kann, und hebt Unterschiede zwischen Frauen hervor.

2. Der Diskurs über "multiple subject positions" theoretisiert Identität als Schnittstelle vielfältiger, oft konkurrierender Formationen, sieht das Selbst als multipel an und versucht zu verstehen, wie Dominanz und Unterworfenheit, Privilegiertheit und Unterprivilegiertheit in einer Identität verschränkt sein können.

3. Der Diskurs über "contradictory subject positions" sieht das Selbst ebenfalls als multipel, betont jedoch die Widersprüche zwischen den einzelnen Identitätskomponenten. Er sieht Widersprüche als fundamental für die Struktur von Subjektivität an.

4. Für den Diskurs der "relationality" ist Identität nicht nur multipel und widersprüchlich sondern vor allem auch relational. Identität wird hier nicht als stabil sondern als beweglich vorgestellt: sie hängt von einem Bezug ab, besteht immer nur in Beziehung; wenn der Bezugspunkt sich verschiebt, verändern sich auch die Konturen von Identität.

5. Der Diskurs der "situationality" betont die Abhängigkeit von Identität vom jeweiligen Setting. In einer Situation kann mehr die geschlechtliche, in einer anderen die ethnische Identität in den Vordergrund treten. Während also die Identität einer Person also Produkt multipler Subjektpositionen ist, tritt nicht jede der "Identitätsachsen" in jeder Situation gleichermaßen hervor.

6. Der "hybridity"-Diskurs hat mit Migration, Exil und Grenzgebieten zu tun. Identität entsteht als kulturelle Mischung durch Migration oder durch die Überlagerung verschiedener Kulturen in einem "borderland", sie ist nicht rein oder authentisch. Die kulturelle Mischung führt oft zu schmerzhaften Spaltungen, Loyalitätskonflikten und Desorientierung.

Es gibt also ein großes Reservoir an Möglichkeiten, Identität komplex und kritisch zu denken, aus dem wir versuchen wollen zu schöpfen.

2.2. Dynamiken

Es geht uns darum, Strukturen der individuellen Psyche mit größeren gesellschaftlichen Prozessen zusammenzudenken, ohne das eine auf das andere zu reduzieren. Es geht darum, die Kämpfe um diskursive Hegemonie zu analysieren, ohne die nicht-diskursiven Praktiken von Gewalt und Ausschluss aus den Augen zu verlieren.

Bei unseren Gesprächen über das Zusammenwirken von Geschlecht, Klasse, usw. und was das für Sexualität bedeutet, sind wir auf ein paar Begriffe gekommen, um einige (idealtypische) sozial-psychische Dynamiken zu benennen.

Bilderstreit:

Zuerst einmal gibt es natürlich hegemoniale Bilder, vom bürgerlichen Mann z.B., allerdings versuchen unterworfenen Gruppen immer auch ihre eigenen Bilder zu lancieren, z.B. gibt es Versuche von proletarischen Männern, abwertende Bilder von bürgerlichen Männern in Umlauf zu bringen und der eigenen Abwertung durch die hegemonialen abwertenden Bilder von ihnen etwas entgegenzusetzen.

Zuschreibung:

Dieser Bilderstreit ist also so eine Art Kampf der Zuschreibungen, wo Einzelne und Gruppen um Macht und

Selbstbewusstsein kämpfen, indem sie andere mit Stereotypen belegen, ihnen Eigenschaften zuschreiben und damit abwerten oder aufwerten, dämonisieren oder idealisieren, damit die eigenen Ängste beruhigen bzw. die eigene emotionale Widersprüchlichkeit neutralisieren, sich selbst erhöhen oder erniedrigen...

Aus diesen Kämpfen entsteht eine dynamische und widersprüchliche aber doch stabile (momentan leider sehr stabile) hierarchische Struktur der Zuschreibung gesellschaftlichen Werts, der Zuteilung von Anerkennung, der Sichtbar- und Unsichtbarmachung von Arbeit, Leiden, Wünschen...

Verinnerlichung:

Natürlich gibt es verinnerlichte Abwertung, wo Leute aus unterprivilegierten Gruppen die negativen Stereotype über sie als Scham und Selbsthass verinnerlicht haben. Beispiele wären die negativen Gefühle vieler AfroamerikanerInnen in Bezug auf ihre Haare, oder die Befürchtung vieler Frauen zu dick zu sein, oder das Gefühl vieler Menschen in Ostasien, dass ihre Augen nicht rund genug sind (ein Gefühl, das eine millionenschwere "Schönheits-Chirurgie-Industrie" im ostasiatischen Raum füttert); mensch könnte jetzt seitenlang weitere Beispiele aufführen.

Verwerfung:

Unser Begriff von Verwerfung respektiert die Grenze zwischen Psychischem und Sozialem nicht, reduziert aber auch nicht alle möglichen Phänomene auf eine einfache Logik.

Verworfenen Dinge (häuslicher Schmutz), Körperlichkeiten (die Klitoris, Menstruationsblut) und verworfene Zustände (Bulimie, Masturbationsfantasien, Hysterie) sind zu unterscheiden von verworfenen Orten (Gefängnisse, Frauenhäuser). Psychische Verwerfung (Verleugnung, das Unheimliche) ist nicht dasselbe wie politische Verwerfung ("Ethnische

Säuberungen", Massendeportationen, Razzien gegen Prostituierte).

Verworfen wird, wovon mensch abhängig ist: Hausarbeit wird unsichtbar gemacht, Männer verleugnen ihre Identifikation mit der Mutter, Prostituierte werden in bestimmte Bezirke verbannt, etc..

Ambivalenz:

Verwerfung produziert Ambivalenz. Jede Abwertung geht mit einer Faszination einher. Jemanden oder eine Gruppe abwerten heißt immer, ein reales oder vorgestelltes negatives Merkmal aus sich bzw. der eigenen Gruppe heraus zu projizieren auf andere. Im Kontext der Produktion einer "erwachsenen", selbstbeherrschten, bürgerlichen Subjektivität, die über die Versagung elementarster menschlicher Regungen und der Verleugnung von Körperlichkeit, Abhängigkeit, Verbundenheit läuft, heißt das, dass mensch natürlich an diesen verleugneten, abgespaltenen und projizierten Anteilen hängt - und je mehr Energie in die Abspaltung gesteckt wird, desto intensiver die Faszination mit dem Abgespaltenen.

Daher zum Beispiel die oft verleugnete Faszination, die für viele (angeblich) nüchterne, zivile "middle class" Männer von Bildern "roher" Körperkraft, animalisch-wilder Männlichkeit etc ausgeht. Ein anderes Beispiel wäre die Faszination, die für viele "anständige" Männer von Bildern "schlechter" Frauen, von Huren etc., ausgeht (eine Faszination, die natürlich mit Abscheu und Verachtung gepaart ist...).

Kompensation:

Wenn ich als migrantischer Mann ethnisch und klassenmäßig abgewertet werde, liegt es nahe, Geschlechtsprivilegien als Machtressource auszuspielen. Noch dazu, wenn Bilder "animalischer Hypermaskulinität" einem von allen Seiten aufgedrängt werden.

Transformation:

Kolonial oder rassistisch abgewertete Männer werden symbolisch feminisiert. Eine Vergewaltigung im Knast oder im Kriegsgefangenenlager ist unter anderem eine symbolische Feminisierung eines unterworfenen Mannes. Proletarische Frauen wurden im 19. Jahrhundert rassifiziert, d.h. als "schwarz" imaginiert (ein beeindruckendes Beispiel sind die Porträts von englischen Arbeiterinnen, die der viktorianische Schriftsteller Arthur J. Munby gefertigt hat – siehe Anne McClintock: *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Imperial Contest*, NY 1995, pp 105-112).

4. *Maennlichkeiten*

Der Begriff ist bewusst im Plural gehalten, weil wir davon ausgehen, dass sich hinter ihm eine Vielzahl unterschiedlicher, teilweise sogar gegensätzlicher Identitäten verbergen. Das macht den Versuch einer Definition nicht gerade einfach. Ein Vorschlag (ziemlich nahe an der Definition des kritischen Männerforschers Robert W. Connell orientiert): Männlichkeit bildet eine Position in einer symbolischen Geschlechterordnung, das heißt, wird immer in Abgrenzung zu Weiblichkeit beschrieben (und zwar auf einer hierarchischen Achse, auf der sie Überlegenheit, Autorität und die Norm markiert), ist demzufolge nicht statisch, sondern kulturellen und historischen Prozessen unterworfen. Auf der sozialen Ebene lässt sich Männlichkeit nur als eine Reihe von Prozessen und Praktiken fassen, die diese Position herstellen. Diese Prozesse erzeugen Norm- und Essenzvorstellungen und nicht umgekehrt.

Innerhalb eines Machtgefüges werden Privilegien nach verschiedenen, aber miteinander Verbindungen eingehenden Kategorien verteilt. Die Kategorie gender ist in westlichen Gesellschaften, die ohne Umschweife als patriarchal bezeichnet werden können, wesentliches

Verteilungskriterium. Dabei macht sich die Zuordnung innerhalb eines als zweigeschlechtlich behaupteten Systems an äußeren, nach Bio-logik "wahrnehmbaren Geschlechtsmerkmalen" - Fortpflanzungsorganen - fest; wenn diese nicht der bipolaren Norm entsprechen, wird eben dran rumoperiert, bis eine "Eindeutigkeit" hergestellt ist (dabei gilt bis jetzt "it's easier to make a hole...". Die biolog(ist)ische Zuordnungseinheit "männlich" ist somit die erste Voraussetzung zur Erlangung gesellschaftlicher Dominanzpositionen und eröffnet ein Programm an Sozialisationsverfahren, das den Subjekten einerseits bestimmte Rollenerwartungen nahelegt, sie gleichzeitig aber auch zu aktiven Mitgestaltern ihrer Identitätsrepräsentationen macht und als ein Projekt betrachtet werden muss, welches nie abgeschlossen ist. Hier wird auch bedeutend, in welchen anderen Zuschreibungsachsen sich das Subjekt noch befindet: Hautfarbe, Klassenzugehörigkeit, sexuality, Ethnizität, Körperbau, die Position in der Weltordnung etc. Die sozialen Männlichkeiten bilden sich in Abhängigkeit zu diesen Kategorien aus, individuelle Sozialisationserfahrungen können dabei höchst unterschiedlich, aber nie unabhängig von diesen Faktoren sein.

Die Männlichkeitskonzeptionen stehen in einem dynamischen und dialektischen Verhältnis zu einander. Abgesehen von der Abgrenzung von den jeweiligen gesellschaftlich existenten Weiblichkeitskonzeptionen produzieren sie sich auch durch Abgrenzung untereinander. Rückgreifend auf Gramscis Theorie kultureller Hegemonie* lassen sich auch Männlichkeiten in solch einer dynamischen Struktur begreifen. Die hegemoniale Männlichkeit, die wir hier als weiß, bürgerlich, heterosexuell, "nichtbehindert" identifizieren würden, legitimiert Dominanz und die Unterordnung von Frauen. Ihre institutionelle Entsprechung

findet sie quantitativ in den wirtschaftlichen, politischen und militärischen Führungschargen. Sie strukturiert auch die Möglichkeiten anderer Männlichkeitsformen: Identifikation, Annäherung, Komplizenschaft, Unterordnung, Marginalisierung, Ablehnung, Widerstand - sie zu ignorieren ist nicht möglich.

Selbst Formen hegemonialer Männlichkeit können sich in ihren Inhalten noch weit unterscheiden: die bärbeißige Naturbesiegeri Reinhold Messners, der eloquent dynamisch-erfolgreiche Jungmanager, der deutsche Vorabendserien-Familienpapi, die Altherrenriege auf dem Golfplatz - die Wertvorstellungsschwerpunkte sind anders gesetzt - Härte, Durchsetzungsvermögen, Verantwortung, Macht - aber schließen sich auch nicht gegenseitig aus. Entscheidende Verschiebungen treten dann ein, wenn sich Männlichkeit mit der Unterprivilegiertheit auf anderen Ebenen auseinandersetzen muss: proletarische Männlichkeiten entwerfen sich oft in verachtender Ablehnung des bürgerlichen Habitus (Verweichlichung als Vorwurf), eine Strategie, die Unterlegenheit kaschiert. "Schwarze" Männer sehen sich mit einem kolonialen Zuschreibungsbild konfrontiert, dass sie sowohl als unterlegen (unzivilisiert), als auch als Bedrohung ("Hypermaskulinität", die Konkurrenz um "weiße" Frauen) darstellt.

Das fehlende Bekenntnis zur Heterosexualität dagegen wirkt als Rausschmiss aus der Männlichkeit, sie wird aberkannt, weil sie sich nicht an die elementare Regel, "ein weibliches Objekt zu begehren", hält. (Man könnte meinen, in der symbolischen Ordnung müssten Schwule eigentlich bei "Weiblichkeit" landen, aber auch wenn dieses das Lieblingsressentiment der heterosexistischen Zwangsgemeinschaft ist, tun sie das nicht, genauso wenig, wie Lesben erfolgreich Männlichkeit erwerben

würden; wer sich nicht an die "natürliche" Ordnung hält, fliegt auch aus der symbolischen. Interessant ist auch der Umgang mit Bisexualität, sie existiert in der gesellschaftlichen Wahrnehmung fast überhaupt nicht.) Nichtsdestotrotz existieren Schwule natürlich als Männer mit allen möglichen überzeugenden Inszenierungen - bis auf die der Heterosexualität, was für das Gefüge eine permanente Irritation bedeutet.

Zusammengefasst ergibt sich ein Bild vielfältiger und auch widersprüchlicher Männlichkeitsrepräsentationen, in denen Dichotomien wie geistig vs. animalisch, rational versus draufgängerisch usw. mit jeweiligen Klassen-, Rassen-, Ethnizitäts- u.a. Zuschreibungen korrespondieren.

Gemeinsam haben alle Formen von Männlichkeit, unserer Ansicht nach, eine konsensuale, nicht immer offene, Abwertung von Frauen und ein Konkurrenzempfinden gegenüber anderen Männern.

*)Hegemonie ist nicht statisch, sondern etwas, was sich in einer spezifischen historischen Situation gegen konkurrierende Modelle durchsetzt, sich verändern kann und im Gegensatz zur reinen Gewaltherrschaft auf Zustimmung oder zumindest Duldsamkeit bauen kann.

5. *Sexualitäten*

Was sind die hegemonialen Diskurse über Sexualität im Sinne von Macht- und Verwertungsstrukturen und durch welche Institutionen und welche Praxen werden sie befördert? Welche Ebenen von Differenz lassen verschiedene, teilweise widersprüchliche Sexualitäten entstehen? Wie entsteht das, was jeweils subjektiv als "das Sexuelle" empfunden wird und wie hängt das subjektive Erleben mit den Diskursen um Sexualität und den (hegemonialen) Strukturen zusammen? Und: welche Möglichkeiten der Subversion

entstehen jeweils, was wird als emanzipatorische Praxis empfunden und was damit produziert?

Einige Fragen und Thesen, die uns in der Vorbereitung näher beschäftigt haben und die wir als Anregungen für Diskussion und Austausch verstehen:

- Wie und an welchen Rändern grenzt sich das Feld des Sexuellen ab von anderen Feldern, z.B. von denen der Erotik, des Körperlichen, der Intimität, der Zärtlichkeit usw.? Welches sind hierzu die hegemonialen Besetzungen und in welchem Sinne ist das subjektive Empfinden evtl. hierzu verschoben?
- Welche Intentionen werden mit dem Sexuellen verbunden? Mit welchen Wünschen / Bedürfnissen / Kräften / Motivationen wird es aufgeladen, was suchen die Subjekte in der jeweiligen Sexualität?
- Welche Vorstellungen von sozialer Beziehung verbinden sich mit Sexualität bzw. werden durch Sexualität inszeniert? Was wird mit ihr kommuniziert und anerkannt, welche Beziehungen schließen Sexualität ein und welche nicht? Gemeint ist also Sexualität als Ordnungsprinzip, welches soziale Beziehungen markiert, bestimmte Aufladungen vornimmt und so z.B. Ehen und "Paare" entstehen lässt.
- Welche Körper werden durch die Diskurse und Praktiken des Sexuellen hervorgebracht, "sexed bodies" sowohl im Sinne von Sexualität / Begehren als auch im Sinne von Geschlecht / gender? Wie sind Körper hierarchisiert und in Zonen unterteilt (Genitalien, "erogene Zonen", sexuelle Zeichen usw.) und wie ist der Zusammenhang zur Selbstwahrnehmung des eigenen Körpers (Wohlbefinden, Schönheitsempfinden, Zuschreibungen von

Empfindlichkeit, usw.)? Wie begegnen sich diese Körper im sozialen Kontext, wie ist die Interaktion der Körper in der Wahrnehmung und im konkreten Kontakt (welcher Blick wohin, berührbare und unberührbare Zonen, die "Gürtellinie", usw.).

- Welche Zusammenhänge bestehen zwischen der gleichzeitigen Anreizung und Verknappung des Sexuellen?

Auf der einen Seite gibt es eine enorme öffentliche/gesellschaftliche Präsenz von Diskursen über Sexualität sowie einen omnipräsenten medialen Sexualisierungsapparat. Gleichzeitig gibt es die Verleugnung und das Verbot vieler Aspekte des Sexuellen, "Sex haben" ist im allgemeinen deutlich der Privatsphäre zugeordnet und mit diversen Scham- und Schuldgefühlen verbunden. Angesichts der bestehenden gewaltförmigen Verhältnisse stellt die "Privatisierung" des Sexuellen auch den Versuch dar, die mit Sexualität verbundene enorme Verletzlichkeit zu beschützen, sie ist auch Reaktion auf allgegenwärtigen (Hetero-) Sexismus und die Verachtung der Nicht-Hetero-Sexualitäten. (So scheinen beispielsweise innerhalb der schwulen Szenen neue Spielräume zu entstehen, da das Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen nur mittelbar anwesend ist. Dadurch wird offenbar eine "öffentlichere" sexuelle Praxis, z.B. in Clubs, Saunen, usw., ermöglicht.)

Das Sexuelle wird produziert, indem bestimmte Aspekte dem allgemeinen sozialen Kontakt entzogen und dem sexuellen Feld zugeschlagen werden. Sexuell codiert erscheinen diese dann als Ausweg aus einem Klima der sozialen Isolation und Sexualität als Königsweg, um Wünsche nach Körperkontakt, Zärtlichkeit, Intimität, Emotionalität, Empathie und Ekstase zu erfüllen. Sexualität ist dann entsprechend aufgeladen; heikel, verletzbar

und verletzend, speist sie sich aus den Defiziten des sozialen Miteinander und wird oftmals mit Exklusivitäts- und Erlösungsphantasien verbunden.

Indem sexuelles Wahrnehmen und Empfinden naturalisiert werden, von "Trieben", "Urbedürfnissen" u.ä. die Rede, kurz: "der Mensch ein sexuelles Wesen" ist, existiert ein Zwang zur Sexualität. Wer Desinteresse am Sexuellen hat, wird entweder pathologisiert (Frigidität, Impotenz usw.), als prüde oder verklemmt diffamiert oder trägt zumindest ein gewichtiges Unglück in sich. Sich dem sexuellen Leistungs- und Erfolgsdruck zu entziehen gleicht oft einem Frontalangriff auf das Selbstwertgefühl, lässt Bilder des "Nicht-Vollständigseins", des "Falschseins" oder des Versagens entstehen.

Da hegemoniale Sexualität in erster Linie heterosexuell ist, sind das Geschlecht bzw. die binäre Geschlechterordnung zentraler Bestandteil ihrer Struktur. Durch die prinzipielle Genitalität der Heterosexualität wird immer auf das (biologische) Geschlecht verwiesen, d.h. die Geschlechterordnung wird permanent reproduziert. Was sind die zweigeschlechtlichen Einschreibungen in die Körper, wie sind Genitalität und Sexualität ineinander verschränkt und wie könnten Strategien aussehen, diese Strukturen zu unterlaufen?

6. Grenzverletzungen und sexuelle Gewalt

Anknüpfend an unsere Diskussionen um Sexualität, Männlichkeit und Herrschaft wollen wir der Frage nachgehen, inwieweit Grenzverletzungen und sexuelle Gewalt konstituierende Merkmale von Männlichkeit sind. Wir finden es wichtig, nach den Entstehungsbedingungen sexueller Gewalt zu fragen, um Ansätze für Gegenstrategien entwickeln zu können.

Unsere These ist, dass sich Männlichkeit immer nur in Abgrenzung zu "dem Anderen" konstituieren kann (s.o.).

Sexuelle Grenzverletzungen bzw. sexuelle Gewalt – in erster Linie durch heterosexuelle Männer – sind demzufolge Ausdruck von Frauenhass bzw. Verachtung und Abwertung "des Weiblichen" (gedacht als soziale Position in der herrschenden Geschlechterordnung), ein Akt der Unterwerfung unter männliche Kontrolle. Dies bezieht sich in erster Linie auf Frauen, kann aber auch "nicht-männlich" definierte Männer treffen. Eine Vergewaltigung eines Mannes z.B. kann als Akt der symbolischen "Feminisierung" dienen.

Binäre Zuschreibungen wie hart vs. weich, rational vs. emotional, geistig vs. körperlich, autonom vs. abhängig, etc. werden jeweils dem Geschlecht "Mann" bzw. "Frau" zugeordnet und materialisieren sich in den Subjekten, d.h. sie strukturieren unsere Art wahrzunehmen, zu denken, zu fühlen und zu handeln. Diese Zuschreibungen sind nicht als universell zu verstehen, sondern als ein Bündel von Eigenschaften, die variabel und dennoch normativ sind. Das männliche Subjekt konstituiert sich demnach in Abgrenzung zu dem "Weiblichen", das als das "Nicht-Männliche" definiert ist.

Ein interessanter Ansatz zum Verständnis der Herausbildung von Geschlechtsidentität in westlichen heterosexuellen Kleinfamilienstrukturen wird unserer Meinung nach in der feministischen Psychoanalyse formuliert, in der versucht wird, kulturelle und psychische Strukturen zu verknüpfen. So geht z.B. Jessica Benjamin in ihrem Buch "Die Fesseln der Liebe" davon aus, dass sich die männliche Geschlechtsidentität in der frühen Kindheit durch die Des-Identifikation mit der Mutter herausbildet. In westlichen kapitalistischen

Gesellschaften ist – bei aller scheinbaren und realen Flexibilisierung der Geschlechterrollen – die erste und wichtigste Bezugsperson eines Kindes nach wie vor eine Frau – die Mutter. Der Junge muss sich also von der Person, von der er am meisten abhängig ist, ablösen und jedwede Identifikation verleugnen, um eine männliche Geschlechtsidentität herauszubilden. Das männliche Subjekt kann schließlich das Weibliche begehren, kann es aber niemals sein, da dies die Grenzen seiner männlichen Identität in Frage stellen würde.

Benjamin zufolge wären sexuelle Grenzverletzungen also ein brutaler Akt, um Anerkennung zu bekommen, ohne selbst welche gewähren zu müssen, die Verleugnung von Abhängigkeit des scheinbar unabhängigen, rationalen männlichen Subjekts, das die Subjektivität der Frau verneint und sie somit zum Objekt macht.

Strukturell betrachtet ist sexuelle Gewalt für Männer eine Möglichkeit, um Frauen (und feminisierte Männer) besonders nachdrücklich und brutal auf ihren zugewiesenen Platz in der herrschenden Geschlechterordnung zu verweisen, da das Feld des Sexuellen hochgradig sensibel ist. Sexuelle Gewalt wird gesellschaftlich zugleich relativiert, tabuisiert und dämonisiert, die Ursachen werden vom durchschnittlichen weißen, bürgerlichen, heterosexuellen Mann weg verschoben und "dem Anderen" (schwarzen, proletarischen, perversen usw.) zugeschrieben. Dabei ist es kein Geheimnis, dass auch und gerade in heterosexuellen Zweierbeziehungen und Kleinfamilien sexuelle Grenzverletzungen an der Tagesordnung sind, um männliche Macht zu demonstrieren und sich ihrer zu versichern.

Wie bereits oben im Absatz 2.2. (Dynamiken) beschrieben, gehen wir davon aus, dass jede Abwertung auch mit einer Faszination für das abgewertete

"Anderer" verknüpft ist, d.h. das die Abwertung von Weiblichkeit bzw. Frauenhass mit einer bewusst oder unbewusst als defizitär erlebten Männlichkeit zu tun hat. Konkret bezieht sich dieses Defizit auf vom "Männlichen" abgespaltene und auf das "Weibliche" projizierte Eigenschaften wie Empathie, Zärtlichkeit, Fürsorge, etc..

- Inwiefern trifft dies wiederum nur für heterosexuelle Männlichkeit zu, oder ist die Abwertung und gleichzeitige Idealisierung des Weiblichen allen Männlichkeiten (also auch schwulen, bisexuellen, etc.) gemein?
- Wie verschränkt sich der Hass auf das Weibliche mit anderen strukturellen Herrschaftsverhältnissen, welche Rolle spielen dabei z.B. Klasse und Ethnizität – ein Beispiel wäre das Bild des sexuell besonders aggressiven "schwarzen Mannes"...?

Wir haben uns die Frage gestellt, wie ein emanzipatorischer Diskurs um Männlichkeit, Sexualität und Gewalt aussehen könnte, und denken, dass es wichtig ist, die jeweiligen sozialen Positionen, von denen aus gesprochen wird, zu markieren und auf die jeweiligen Gefühle, die mit diesen verbunden sind, einzugehen. D.h., im Bezug auf das Thema sexuelle Gewalt die Differenzen anzuerkennen und trotzdem den Versuch zu wagen, gemeinsame Perspektiven zu entwickeln, wo dies möglich ist.

Schluss

Wir wollen in dem Workshop keine reine Theorie-Diskussion führen, sondern bei den konkreten Wünschen und Ängsten der Einzelnen ansetzen, um auch über eigene Erfahrungen sprechen zu können. Es geht uns darum, Sexualität als politisches Kampffeld zu begreifen und

gleichzeitig die Komplexität individuellen Erlebens zu respektieren.

Wir haben vor zu diskutieren, was dem antifeministischen backlash

entgegengesetzt werden könnte und welche Strategien dafür geeignet sind.

Was ist normal?

Auszug aus:

"Die Beziehung zum Anderen stellt mich in Frage..." Hrsg. von der ZE zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin 1997

Anm.: *Der Text ist zwar bereits vier Jahre alt, doch an der kritisierten Repräsentationspolitik hat sich nur wenig geändert, so dass wir ihn durchaus immer noch als Einstieg in die Diskussion geeignet finden. Der Bezug auf den Feminismus ergab sich aus der damaligen Verortung des Vortrags. Selbstverständlich läßt sich die Kritik auf andere (linke) Diskurse beziehen.* Seit Ende der 80er Jahre wurde in der feministischen Diskussion die Aufmerksamkeit gegenüber kulturellen Differenzen vehement eingefordert. Audre Lorde beschreibt den zur Debatte stehenden Sachverhalt folgendermaßen:

Es genügte nicht, zusammen Frauen zu sein. Wir waren anders. Es genügte nicht, zusammen lesbische Frauen zu sein. Wir waren anders. Es genügte nicht, zusammen Schwarz zu sein. Wir waren anders. Es genügte nicht, zusammen Schwarze Frauen zu sein. Wir waren anders. Es genügte nicht, zusammen Schwarze lesbische Frauen zu sein. Wir waren anders.¹

Feministische Praxis und Theorie mußte durch massive Kritik dazu gebracht werden, nicht nur den Ort des Sprechens des Mannes zu kritisieren, sondern ebenso den eigenen Ort des Sprechens und

Handelns kritisch zu reflektieren. Dies trieb allerdings in der Anfangszeit der Auseinandersetzung einige Blüten. So fand sich in den Vorworten zu neueren feministischen Herausgaben Anfang der 90er Jahre häufig eine Positionsbestimmung der Autorin, die sich etwa so anhörte: "ich bin weiße, christliche, heterosexuelle Mittelschichtsfrau ..." Nun gibt es nichts, was langweiliger ist als diese Aussage, jedoch nicht weil das Leben einer weißen, heterosexuellen Mittelschichtsfrau, sei sie auch lesbisch oder bisexuell, an sich langweilig sein müsse, sondern weil solch eine Prämisse von vornherein jede Auseinandersetzung über die benannten Kategorien stilllegt und diese als feststehende Kategorien unhinterfragt voraussetzt. Darüber hinaus schlägt das Geständnis der eigenen Identität zwischen den Zeilen einen Tauschhandel vor, den die lesende oder zuhörende Person fast gezwungen wird einzugehen, und der folgendermaßen umschrieben werden kann: "Ich beschäftige mich nur mit meinem Eigenen und versuche, alles, was anders ist, nicht zu berühren und die Grenzen zwischen Eigenem und Anderem nicht zu überschreiten. Als Belohnung dafür greifst Du den Inhalt meiner Aussagen nicht an."

Trinh T. Minh-ha, Theoretikerin und Filmemacherin, die in den USA lebt, spricht bei diesem Phänomen von einer "Politik der getrennten Entwicklung", ein Begriff, den sie dem Sprachgebrauch des Apartheid-Regimes in Südafrika entlehnt. Sie begründet ihre Begriffswahl damit, daß der moderne Kolonialismus nicht mehr darauf aus sei, die indigenen Kulturen zu

¹ Audre Lorde: *Zami. Ein Leben unter Frauen.* Frankfurt/M. 1993, 318

zerstören, sondern allein darauf achte, daß die Grenzen zwischen verschiedenen Gruppen und Kulturen gewahrt würden.² Vorausgegangen war der Politik der getrennten Entwicklung eine Geschichte, die sich beständig mit dem Anderen beschäftigte, jedoch nicht mit der Absicht, dessen Andersheit zu erhalten, sondern, wie der klassische Kolonialismus es tat, um sie zu zerstören. Emmanuel Lévinas beschreibt den Beginn der Geschichte des Abendlandes folgendermaßen:

Die abendländische Philosophie fällt mit der Enthüllung des Anderen zusammen; dabei verliert das Andere,..., seine Andersheit. Von ihrem Beginn an ist die Philosophie vom Entsetzen vor dem Anderen, das Anderes bleibt, ergriffen, von einer unüberwindlichen Allergie.³

Das Projekt der westlichen Philosophie ist laut Lévinas besessen vom Anderen, aber nur, um dessen Andersheit zu tilgen. Dieses bedeutet auf das sprechende Ich bezogen, daß das Andere in eine Identität mit dem eigenen Ich überführt wird und jene Anteile, die nicht in das eigene Selbst zu integrieren sind, übergangen werden. Damit wird die Erkenntnis über das Eigene auf Andere übertragen und die unaufhebbare Differenz zwischen Eigenem und Anderen nicht in Rechnung gestellt. Zugrunde liegt diesem Vorgehen die Auffassung, das Verhältnis zwischen dem Anderen und dem Selben könne durch Akte der Vorstellung, der Einfühlung und der Identifizierung in eine spiegelbildliche Gegenseitigkeit überführt werden. Genau das aber bestreitet Lévinas und führt an, daß die tatsächliche Begegnung mit dem Anderen, die Möglichkeit des

² Trinh T. Minh-ha: Difference: "A Special Third World Women Issue" In: Dies.: Texte, Filme, Gespräche. Hrsg. vom Kunstverein München, Synema, Wien/Berlin 1995, 19-36

³ Emmanuel Lévinas: Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie. Freiburg/München 1983

vollkommenen Verstehens in Frage stellt: "Die Beziehung zum Anderen stellt mich in Frage..."⁴

Mittlerweile kommt keine seriöse feministische Diskussion mehr ohne Hinweis auf Differenzen zwischen Frauen aus. Der Hinweis auf die Bedeutung gesellschaftlicher und diskursiver Scheidelinien, auf Geschlecht, Rasse, Klasse, sexuelle Orientierung bricht aber in den meisten Fällen abrupt ab. Diese vier Differenzen sind inzwischen in die Diskussion eingeführt, wohingegen nur in einigen wenigen Veröffentlichungen Kriterien auftauchen, die sich um den Körper herum gruppieren und Differenzen wie *Gesundheit*⁵, *Behinderung*⁶ und *Alter*⁷ ansprechen. Obwohl Frauen mit Behinderungen schon seit Anfang der 80er Jahre eine Diskussion zu dem Thema eingefordert haben, sind diese Kriterien in den feministischen Diskussionen noch längst nicht berücksichtigt und die Wirkung der zahlreichen Beiträge von Frauen mit Behinderungen und der von Frauen, die sich professionell mit diesem Thema beschäftigen, reicht nur wenig über die Ränder eines Fachdiskurses hinaus. Auch von Seiten eines Diskurses, der sich explizit dem Thema verschiedener Differenzen und deren Verbindung untereinander widmet, sind Gedanken zu Krankheit, Alter und Behinderung nicht einbezogen worden. Eine Ausnahme bilden die Überlegungen zur Dominanzkultur von Birgit Rommelspacher, in denen

⁴ ebd. 219

⁵ Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt /M. 1991, 210

⁶ Kader Konuk: Unterschiede verbünden. Von der Instrumentalisierung von Differenzen, 239. In: Brigitte Fuchs; Gabriele Habinger (Hg.): Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien 1996, 233-239

⁷ Mona Singer: Fremd-Wahrnehmung. Unterscheidungsweisen und Definitionsmacht, 55. In: Die Philosophin, 15/1997, 44-56

Behindertenfeindlichkeit konsequent mitreflektiert wird.⁸

Mit Emmanuel Lévinas möchte ich an dieser Stelle nur einen der möglichen Gründe für diese andauernde Ignoranz andeuten. Wie ich gezeigt habe, kritisiert Lévinas die Philosophie des Abendlandes, da sie eine Logik des Selben privilegiere. Auf der intersubjektiven Ebene "äußert sich diese Logik in einem Akt der Identifikation: das, der oder die Andere wird nur wahrgenommen, um in eine Identität mit dem eigenen Ich überführt zu werden. Da die eigene Identität als ganzheitlich und geschlossen begriffen wird, wird all das, was nicht in diese Ganzheit zu integrieren ist, zur Bedrohung des eigenen Ichs. Subjektivitäten, die sich von der eigenen Subjektauffassung unterscheiden - und Menschen mit Behinderungen werden hier augenscheinlich dazu gezählt - stören diese Logik des Selben. Eine Praxis, die nach der Logik des Selben handelt, sei es eine politische, pädagogische oder ästhetische, bleibt stets bezogen auf das Eigene und bekommt jenes, was anders ist, nicht in den Blick. Die Vorsicht, nicht über Andere zu sprechen, also Grenzen zu wahren und nicht anzutasten und die Andersheit unbesehen zu akzeptieren, werde ich als einen der Mechanismen der Logik des Selben, die sich als Schutzfunktion des eigenen geschlossenen Selbsts erweist und keineswegs als eine Lösung der Frage, ob und wenn wie über andere gesprochen werden kann.

Aufgrund der fehlenden Auseinandersetzung stehen keine theoretischen Werkzeuge für eine Diskussion, die Behinderung, Krankheit und Alter einzubeziehen vermag, bereit. So ist z.B. das eben erwähnte Kriterium "Gesundheit" eines, welches häufig auf Behinderungen angewandt wird, obwohl

die meisten Behinderungen mit Krankheit nichts zu tun haben. Überhaupt ist Behinderung ein Begriff, der nur ein Defizit zu einem Zustand, der als normal gesetzt wird, benennt. Eine entsprechende Kategorie, die Behinderung und Nichtbehinderung umfaßt, so wie Männlichkeit und Weiblichkeit in der Kategorie "Geschlecht" aufgehoben sind, existiert nicht.

Innerhalb eines Differenzdiskurses, der die Aufmerksamkeit für Differenzen einfordern will, wurden also und werden weiterhin Ausschließungen produziert und Kategorien bislang nicht berücksichtigt. Ich möchte an dieser Stelle betonen, daß die Aufzählung verschiedener Differenzen bzw. Identitätskategorien nicht die Antwort auf die Frage sein kann, wie die Andersheit des Anderen angemessen begriffen werden könne. Im Gegenteil suggeriert eine solche Aufzählung die Illusion, das Eigene bzw. die Anderen vollständig erfassen und damit unter Kontrolle bringen zu können. Judith Butler, Philosophin aus den USA, hält gerade diese Unmöglichkeit, ein Subjekt vollständig zu umfassen, für einen produktiven politischen Ansatzpunkt:

Auch die Theorien feministischer Identität, die eine Reihe von Prädikaten wie Farbe, Sexualität, Ethnie, Klasse und Gesundheit ausarbeiten, setzen ein verlegenes "usw." an das Ende ihrer Liste. Durch die horizontale Aufzählung der Adjektive bemühen sich diese Positionen, ein situiertes Subjekt zu umfassen; doch gelingt es ihnen niemals, vollständig zu sein. Dieses Scheitern ist aber "äußerst lehrreich, denn es stellt sich die Frage, welcher politische Impetus aus dem "usw." abzuleiten ist (...) Tatsächlich ist es ebenso ein Zeichen für Erschöpfung, wie ein Zeichen für den unbegrenzten Zeichenprozeß selbst. Dieses "usw." ist das *supplément*, der Überschuß, der zwangsläufig jeden

⁸ vgl. z.B. Birgit Rommelspacher: Normalität im Spiegel der Behindertenfeindlichkeit. In: dies.: Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin 1995, 55-79

Versuch, die Identität ein für allemal zu setzen, begleitet.⁹

Butler deutet das Scheitern der genauen Bezeichnung der Kategorie "Frau" in zwei Richtungen. Einerseits verweist es auf die Grenzen des Identitätsmodells, das niemals ein Subjekt vollständig zu umfassen vermag. Eine Bedeutungszuschreibung muß laut Butler immer als Prozeß verstanden werden, der nichts Wesenhaftes bezeichnet, sondern vielmehr eine Vielzahl von Möglichkeiten des Subjektseins zur Verfügung stellt, die nicht alle zu benennen sind. Andererseits - und Butler begreift das Scheitern des Bezeichnungsprozesses positiv - verweist der Einspruch der Subjektpositionen, die ausgeschlossen wurden, auf die fehlende und damit notwendige Richtung des Vorgehens in Forschung und Politik.

ANJA TERVOOREN

⁹ Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M. 1991, 210

Behindertenfeindlichkeit erleben **Der ungewöhnliche Körper als ein** **Zeichen des Andersseins**

1. Annäherungen an Behindertenfeindlichkeit und die Macht der Normen

Im Dezember 2001 feierten Mitglieder der deutschen Behindertenbewegung ein herausragendes Jubiläum: vor 20 Jahren riefen sie das Krüppeltribunal aus, bei dem die von ihnen gesammelten Menschenrechtsverletzungen an behinderten Menschen in Deutschland der Öffentlichkeit präsentiert wurden. Die Tatsache, dass sie sich veranlaßt sahen, ein Gerichtsverfahren gegen die nichtbehinderte Welt zu eröffnen, bedarf näherer Betrachtung.

Die zentralste der von ihnen beanstandeten Diskriminierungen ist die fundamentale Ausgrenzung behinderter Menschen aus der Gesellschaft. Diese sahen sie als einen Ausdruck einer weit verbreiteten Annahme: Das Menschen mit Behinderungen fremd, grundlegend verschieden sind von nichtbehinderten Menschen, dass sie sogar gar nicht wirklich menschlich seien. Dazu kommt der fundamentale Zweifel an der Beschaffenheit und am Wert behinderten Lebens und der Glaube, dass Behinderung unvermeidliches Leiden mit sich bringe. Untrennbar verbunden mit dieser Vorstellung ist der Ruf nach medizinischer Vorbeugung, Kontrolle und Prävention.

Um Störungen durch Behinderung in den Sphären der Produktion und Reproduktion zu vermeiden, gibt es Möglichkeiten der systematischen Ausgrenzung behinderter Menschen in jeder dieser Sphäre: Arbeit, Wohnen, Ausbildung, Freizeit, Beziehungen usw.. Die Ausgrenzung besteht nicht nur in unzugänglichen Gebäuden oder in nicht zugänglicher Infrastruktur, sondern hat ganz basale ökonomische Gründe: Das fehlende Geld für eine Assistentkraft, das den Umzug ins

Pflegeheim erzwingen kann, in dem ein selbstbestimmtes Leben nahezu unmöglich ist. Die Einrichtung spezieller "Behindertenarbeitsplätze", wie z.B. Werkstätten, in denen vor allem geistig behinderte Menschen für einen Hungerlohn und ohne jegliche ArbeitnehmerInnenrechte arbeiten müssen. Das Urteil, dass integrative Schulen zu teuer und aufwendig sind, so dass behinderte SchülerInnen in Sonderschulen abgeschoben werden. Und all dem zugrundeliegend die ökonomische und sozialdarwinistische Logik, die behinderte Menschen zur Ballastexistenz erklärt, verbunden mit der Forderung nach ihrer Verhinderung und Beseitigung, legitimiert durch spezielle Bioethiken oder andere pseudowissenschaftliche Ideologien.

Dass behinderte Menschen in einer bürgerlichen Gesellschaft, in der die Erhaltung der eigenen Existenz ausschliesslich entweder über den Besitz von Kapital oder den Verkauf der eigenen Arbeitskraft möglich ist, an den Rand gedrängt werden, dürfte auch nicht weiter verwundern: schliesslich sind beide Methoden zum Unterhalt des Lebens auf die Funktionsweise eines möglichst intakten Körpers verwiesen. Wenn Profitmaximierung oberstes Ziel einer Gesellschaft und Konkurrenz das Mittel dazu ist, kann ein nicht voll einsetzbarer Körper dabei nur stören – daher die "Notwendigkeit" von segregierenden Institutionen, entweder solchen, die die Verwertung der "minderwertigen" Körper optimieren bzw. den letzten Rest an Wert aus ihnen herausholen sollen (wie Rehabilitationszentren, Berufsbildungswerke oder Werkstätten), oder solche, die die "StörerInnen" des reibungslosen Betriebs aussondern, damit sie die volle Einsatzbarkeit der noch Verwertbaren nicht beeinträchtigen (z.B. Altenheime oder Heime für behinderte Kinder, Psychiatrien usw.). Um die Ausführung dieser Gründe für Behindertenfeindlichkeit soll es im Folgenden allerdings nur am Rande gehen.

Einen Eindruck davon, was Behindertenfeindlichkeit überhaupt sein kann, kann jedoch ein Einblick in die kulturellen Vorstellungen bürgerlicher Gesellschaften zu Behinderung verschaffen, was nachfolgend versucht werden soll.

Denn bei genauerem Hinsehen ergibt sich eine so tiefe Verwurzelung falscher Vorstellungen über Behinderung in kulturellen Zusammenhängen der bürgerlichen Gesellschaft, dass jede Interaktion von diesen Vorstellungen beeinflusst werden und so potenziell ausgrenzend sein kann. Dadurch teilt Behindertenfeindlichkeit Eigenschaften mit Rassismus in seiner Fähigkeit, Menschen als eine negativ bewertete Abweichung von der Norm zu kategorisieren, oder in der, wie Robert Miles sie charakterisiert, Funktionsweise des Rassismus, bei der "...bestimmten phänotypischen und/oder genetischen Eigenschaften von Menschen Bedeutungen dergestalt zugeschrieben werden, dass daraus ein System von Kategorisierungen entsteht, wobei den unter diesen Kategorien subsumierten Menschen zusätzliche (negativ bewertete) Eigenschaften zugeordnet werden". (Miles, R. 1991, S. 9)

Neben dem Rassismus weist Behindertenfeindlichkeit aber auch Parallelen zum Sexismus auf, wie es z.B. in Simone de Beauvoirs Vorstellung von "Anderssein" deutlich wird. Ihrem existentialistischen Konzept liegt die Vorstellung vom einem den Frauen zugeschriebener Nicht-Personen-Status zugrunde als eine symbolische Kernkategorie zur Markierung der Differenz zur männlichen, heterosexuellen, weissen Norm. Sie bezieht sich dabei auf Hegel's Vorstellung des Anderen als Markierung der Grenzen des Selbst und bringt sie diese Idee in den Zusammenhang einer feministischen Theorie des Anderen in Bezug auf das normativ Männliche. Die Differenz wird, so de Beauvoir, ausgestaltet und aufrechterhalten durch den objektivierenden, männlichen Blick, der

dem Mann dazu dient, eigene Identitätsgrenzen zu erhalten.

"Sobald das Subjekt sich selbst seiner selbst bewusst werden will, wird der Andere, der es beschränkt und verneint, nichts desto weniger eine Notwendigkeit für es: es begreift sich selbst nur durch die Realität, die es nicht ist, durch das ausser ihm Stehende." (de Beauvoir, 1976, S. 171; Zitat übersetzt aus dem Englischen)

Die weibliche Andere wird daher nicht nur in biologischer und ökonomischer Hinsicht, sondern in soziokultureller Hinsicht "gebraucht", um eine männliche Identität zu markieren und zu bestätigen.

Parallel zu de Beauvoir's Vergleich der Nützlichkeit der Kategorisierung von Frauen als Andere und der Nützlichkeit von AfrikanerInnen und AfroamerikanerInnen zur Etablierung einer weissen Identität, verbindet der britische *Disability Studies* Autor Tom Shakespeare das Konzept mit der sozialen Position behinderter Menschen:

"Ich meine, dass behinderte Menschen ebenfalls als Andere angesehen werden können, vor allem dadurch, dass sie oft mit Natur in Verbindung gebracht werden; ihre Sichtbarkeit als Zeugnis von Beschränkungen durch den Körper und ihr Status als ständige Erinnerer an die Sterblichkeit. Wenn die Erbsünde, durch den Sündenfall Evas, als sich im Fleisch der Frauen manifestierend angesehen wird, dann wird das Fleisch behinderter Menschen von je her als die göttliche Bestrafung für die Erbsünde der Vorfahren angesehen. Ausserdem definieren sich nichtbehinderte Menschen als 'normal' in Opposition zu behinderten Menschen, die nicht 'normal' sind." (Shakespeare, 1994, S. 292)

Damit wird eine Definition von Behindertenfeindlichkeit als eine Art der Wahrnehmung und Kategorisierung von bestimmten Formen der Körperlichkeit als defizitär und abnormal und – was noch wichtiger ist – als negative Bewertung dieser Kategorie verständlich. Allgemeiner kann Behindertenfeindlichkeit auch wie von Birgit Rommelspacher verstanden werden als ein "Biologismus, der die Norm einer erwünschten Biologie zur Grundlage sozialer Bewertung macht" (Rommelspacher, 1995, S. 56). Darüber hinaus werden bestimmte körperliche Zustände damit, dass sie als Defizit zur allgemeinen Körpernorm gesehen werden, als belastend, leidbringend, beängstigend und gefährlich, oder aber als ehrfurchteinflössend und heroisch beurteilt. Die Beurteilung einer Person in einer behindertenfeindlichen Weise gibt dabei generell die Betrachtung individueller Eigenschaften und Ausdrücke zugunsten einer von ideologischen und stereotypisch geprägten Betrachtungsweise auf.

2. Behinderung aus verschiedenen Perspektiven – falsches Denken über den unbekanntem Körper

Die verschiedenen Praktiken im Umgang mit Behinderung basieren auf einem bestimmten Wissen über Behinderung, gleichzeitig bringen diese dieses Wissen aber auch selbst hervor. Historisch gesehen waren dies Praktiken der Ausschliessung und Verwahrung, der Pathologisierung und Eliminierung. Ihre weitgehende Abtrennung von der nichtbehinderten Welt verhinderte, dass behinderten Menschen ihre Erfahrungen, Gedanken und Ansichten hätten äussern können. Doch obwohl behinderten Menschen eine weitgehende Repräsentation in der Geschichte westlicher Kulturen verwehrt blieb, war ihr Platz in deren Denksystemen stets gesichert. JedeR wusste und weiss, dass

Abweichungen vom "normalen" Körper auftreten, doch statt eines klärenden, öffentlichen Diskurses über Behinderung gab die regelmässige Auslassung des Themas falschen, mystifizierenden Vorstellungen vom abweichenden Körper Vorschub. Zusätzlich waren und sind einige dieser Vorstellungen nützlich in der Legitimierung und Aufrechterhaltung einer kapitalistisch produzierenden Gesellschaft und wurden so zu Ideologien über Behinderung. Ideologien sind "notwendig" falsches Bewusstsein über die Herrschaftsverhältnisse, in die Menschen – ob sie wollen oder nicht – gesetzt werden und zu denen sie sich verhalten müssen. Sie werden verbreitet und unterstützt, wenn sie der Legitimierung eines (Herrschafts-) Interesses dienlich sind (wie z.B. der systematischen Platzierung der "Ballastexistenzen" in Heimen). Dazu schrieben Marx und Engels in ihrer Kritik der zeitgenössischen Philosophie:

"Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken, d.h. die Klasse, welche die herrschende *materielle* Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende *geistige* Macht. Die Klasse, die die Mittel zur materiellen Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, so dass ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur geistigen Produktion abgehen, unterworfen sind. Die herrschenden Gedanken sind weiter Nichts als der ideelle Ausdruck der herrschenden materiellen Verhältnisse, die als Gedanken gefassten herrschenden materiellen Verhältnisse, die eben die eine Klasse zur herrschenden macht, also die Gedanken ihrer Herrschaft." (Marx u. Engels, 1845/46, S. 46)

Ich wende mich nun vier solcher Kontexte falschem Denkens zu, die zentrale, aber definitiv nicht alle Paradigmen zu Behinderung repräsentieren. Ich meine, dass man die meisten typischen Stereotypen über Behinderung mit der einen oder anderen dieser vier Vorstellungen in Zusammenhang bringen kann, aber die Liste könnte auch noch länger und detaillierter sein.

a) *Von der faszinierenden Sensation zum medizinischen Forschungsobjekt – Behinderung aus historischer Perspektive*

Seit Beginn ihrer Kultur haben Menschen versucht den ungewöhnlichen Körper zu interpretieren. Belege für die Existenz von behinderten Menschen reichen zurück bis in die prähistorische ägyptische und griechische Kultur (Evans, 1983, S. 157). Behinderung wurde immer schon als Symbol benutzt – mit variierendem Inhalt. Die häufigsten Interpretation waren jedoch dominiert von der Angst vor dem unbekanntem Körper, - dessen Andersartigkeit oft als ein Ausdruck der Teufelsbesessenheit gedeutet wurde - ausgedrückt in den Bezeichnungen "Biest" oder "Monster". Letzterer Ausdruck stammt von dem lateinischen Verb *monstra*, was tatsächlich einfach *zeigen* oder *warnen* bedeutet, und sich später in dem Verb *demonstrieren* niederschlug (Garland Thomson, 1996).

Die Tatsache, dass Behinderung niemals für sich selbst stand und stets eine – meist furchterregende- Bedeutung angehängt bekam, beeinflusste alle möglichen Arten der Behandlung von behinderten Menschen. Die verbreitetste Methode, besonders im Mittelalter, war ihre Ermordung, oder aber ihre Verwahrung oder seltener ihre öffentliche Zurschaustellung. Bemerkenswert ist z.B. der Narrenkäfig in einem Turm der Stadtmauer Hamburgs, in dem geistig und psychisch behinderte Menschen um 1376 gefangen gehalten und ausgestellt wurden

(Evans, 1983, S. 159). Eine kleine Anzahl behinderter Menschen jedoch wurde durch die Jahrhunderte hindurch "ausgewählt" um Nichtbehinderte zu unterhalten, z.B. als Hofnarren.

Mit dem Anbruch der Moderne wurden die zumeist religiös beeinflussten Deutungen nach und nach durch wissenschaftliche Erklärungsversuche ersetzt. Die "Teratologie", das "Studium der Monster", präsentierte ihre Forschungsergebnisse in Kuriositätenkabinetten, die einen kommerziellen Ausdruck in der Etablierung der *Freak Shows* auf Jahrmärkten fanden (Garland Thomson, 1996). Hier, und besonders in der populären Amerikanischen *Freak* oder *Side Show* der frühen Jahrzehnte des 20ten Jahrhunderts, wurden Menschen mit allen möglichen körperlichen Differenzen wie Amputationen oder zusätzlichen Gliedmassen, extremer Hochwuchs oder Kleinwuchs, Hermaphroditen, extrem fettleibige Menschen, Menschen mit geistigen Behinderungen usw. einem zahlenden, gaffenden Publikum gezeigt, die über diese merkwürdigen "Launen der Natur" staunen durften. Damit die sensationellen Ausgestellten jedoch zu wahren *Freaks* gemacht werden konnten, bedurfte es einer bestimmten symbolischen Erzählung über sie, meistens ihrer (oft erfundenen) aussergewöhnlichen Biographie, erzählt vom Showdirektor. Robert Bogdan erklärt dazu:

Während es eine Frage der Physis ist, extrem gross zu sein, braucht es schon etwas mehr, um ein Gigant zu sein. Gleichzeitig, ist ein *Freak* oder eine menschliche Kuriosität zu sein nicht eine Sache der Person, kein physischer Zustand, den Menschen an sich haben." (Bogdan, 1996, 24)

Die so ausgestellten Menschen – oft bezeichnet als der "*missing link*", die Brücke zwischen Mensch und Tier, markierten die Grenzen des Menschseins und überschritten sie zugleich. Es ist genau dieser zweideutige Status, der die

Zuschauer gleichzeitig faszinierte und mit Horror erfüllte, oder wie Elisabeth Grosz es ausdrückt:

”Der Freak ist ein Objekt von gleichzeitigem Horror und Faszination weil, zusätzlich zu jeglicher Körperabweichung die sie oder er zeigt, der Freak ein zweideutiges Wesen ist, dessen Existenz Kategorien und Oppositionen im bekannten sozialen Leben in Frage stellt. Freaks sind Menschen, die ausserhalb und im Konflikt mit der Struktur der binären Opposition existieren, die unsere grundlegenden Konzepte und Arten der Selbstdefinition bestimmen. Sie besetzen den unmöglichen Zwischenraum zwischen Gegensätzen, die das Tier vom Menschen teilt, einen Menschen vom anderen (z.B. im Falle von Siamesischen Zwillingen), Natur von Kultur,..., ein Geschlecht vom anderen,..., Erwachsene von Kindern (z.B. im Falle von ”Zwergen”/Kleinwüchsigen)... .” (Grosz, 1996, S. 13)

Nach dem letzten Aufflackern der Mythologie im Zuge der *Freak Show*, bekam die medizinische Wissenschaft die Definitionsmacht über Behinderung fest in den Griff. In diesem Übergang vom der Vorstellung des Phantastischen zur Vorstellung der Devianz, besetzte die Medizin den abweichenden Körper, um ihn wissenschaftlich zu zerlegen und in Kategorien der Pathologie einzuteilen:

”Genetik, Embryologie, Anatomie, Teratologie und Rekonstruktionschirurgie – der massvolle, hochwissenschaftliche Diskurs, der den ungewöhnlichen Körper heute pathologisiert, war einmal eng verwandt mit der Ausstellung des *Freak* Körpers”, (Garland Thomson, 1996, 13)

behauptet Rosemarie Garland Thomson.

Medizin erklärt jede körperliche Abweichung von der Norm zu einem Leiden, einer Krankheit – egal ob sie wirklich Leiden hervorruft oder nicht – und hat zum Ziel, die geeignete Behandlungsmassnahme zu finden. Durch die Kolonisierung durch die Medizin wird aus der kulturellen Kuriosität eine medizinische, die der Reparatur und Normalisierung ”bedarf”. Um die medizinische Kontrolle ausüben zu können, müssen sich Mediziner dazu einen besonderen medizinischen Blick (Foucault, 1963) zulegen, der ihnen die Abstraktion von jeglichen individuellen Eigenschaften ihrer Patienten ermöglicht. Er erlaubt ihnen, sie als ihr ”Arbeitsmaterial” benutzen zu können, messbar und kontrollierbar in bestimmten Körnernormenstandarts. Das frühere Objekt der Neugier wird zum kontrollierbaren Objekt wissenschaftlicher Prüfung.

Während einige Bestandteile der Medizin einen wichtigen Beitrag zum Wohlergehen und zur Erweiterung der Aktivitätsmöglichkeiten behinderter Menschen leisten, ist dies zweitrangig wenn es um das grössere Ziel der medizinischen Anpassung an die Norm geht. Das oberste Ziel von Rehabilitation z.B. - obwohl es sich dem allgemeinen Ziel der ”(Re-)Integration in die Gesellschaft” verschreibt, ist die (Wieder-)Gewinnung der Arbeitskraft der Patienten. Medizin ist darüberhinaus im Stande, politische und ökonomische Ideologien über die ”Last”, die behinderte Menschen für die Gesellschaft darstellen und die es zu vermindern gilt, zu legitimieren. So hat die Medizin eine Hauptrolle im Aufstieg der Eugenikbewegung um die Jahrhundertwende vom 19ten zum 20ten Jahrhundert gespielt. Der medizinische Blick sieht behinderte Menschen hauptsächlich als Leidende, deren Anpassung an gesellschaftliche Standarts für alle das Beste ist. Behinderung wird so in den Menschen mit Behinderung hineinverlegt, der so selbst für seine

Anpassung verantwortlich ist. Sowohl die persönliche Sicht auf die Behinderung als auch die eigene Kompetenz in Bezug auf die Behinderung gilt als nicht relevant.

b) Behinderung als Tragödie – behinderte Menschen als passives Objekt von Mitleid

Eine Folge der medizinisierten Vorstellungen über Behinderung ist die Annahme, dass Behinderung mit Leiden verbunden ist, oder wie es die PsychologInnen Dembo, Leviton und Wright nennen, die "Notwendigkeit der Trauer" (Dembo, Leviton & Wright, 1975, S. 32). Behinderung wird oft als eine absolute Katastrophe angesehen, als ein Leben das "schlimmer ist als der Tod", das um jeden Preis vermieden werden muss. In der Verbindung mit Krankheit wird es als ein zu vermeidendes Leiden betrachtet, von dem die betroffene Person geheilt werden möchte.

Vor diesem Hintergrund reagieren nichtbehinderte Menschen vielfach mit Mitleid wenn sie einem "Opfer" von Behinderung begegnen. Aus Angst vor dem Verlust, den sie selber vielleicht erdulden müssten, wenn sie von einem solchen "Schicksal" befallen würden halten sie sich solche Kontakte mit einer solchen oberflächlichen Sympathie vom Leib. Diese Haltung offeriert ihnen zugleich Schutz vor der Vorstellung, selbst einmal von Behinderung betroffen sein zu können, und die damit verbundene Bevormundung ermöglicht ihnen ihre Überlegenheit gegenüber dem "Leiden" und der Behinderung zu bewahren.

In allen Medien kann man diese Praxis lebhaft beobachten. Mitleids- und Wohltätigkeitsmotive erscheinen sowohl in Geschichten wie dem Nazi-Propaganda Film "Ich klage an", oder der US-Film "Whose Life is it Anyway?", in denen die aktive Sterbehilfe durch Ärzte die als beste "Behandlung" für MS-Kranke und Querschnittgelähmte propagiert wird, als auch in den früheren "Dankeschön-"

Sendungen der Aktion Sorgenkind, in denen die Erträge der Spendengeldinvestitionen in Sonder- und Therapieeinrichtungen präsentiert wurden. Jack A. Nelson betont die angenommene Passivität und den pathologisierenden Blick mit denen Behinderte Menschen in solchen Shows und Filmen portraitiert werden – "sie werden entweder in die Nähe von Kindern gerückt (wie z.B. bei der amerikanischen Show "Telethon" oder "Jerry Lewis' Kids") oder als komplett pflegeabhängig, inkompetent und als eine Last für den Steuerzahler dargestellt." (Nelson, J.A., 1988, S. 5)

c) Behinderte HeldInnen, heitere DulderInnen

Genauso wie es eine Art "Notwendigkeit der Trauer" für die einer Behinderung anheim Gefallenen zu geben scheint, erzeugt jede behinderte Person, die sich nicht offensichtlich betrübt oder traurig oder zeigt, grosses Erstaunen. Egal ob die behinderte Person einfach "gute Miene zum bösen Spiel" zu machen scheint oder tatsächlich nicht unglücklich über ihre Situation ist, in den Augen nichtbehinderter Menschen erscheint dies als ausserordentliche Willensstärke. So wie es angeblich "natürlich" ist, an einer Krankheit oder Behinderung zu leiden, so ist es konsequenterweise "natürlich", traurig, depressiv oder verbittert zu sein. Daher wird den "nicht unglücklichen" behinderten Menschen eine Art übernatürliche Qualität zugeschrieben, die sie zu in einer Art übermenschlichen Helden werden lässt.

Doch diese Glorifizierung versteckt etwas, das mit den Bedürfnissen und psychosozialen Realitäten von behinderten Menschen nichts zu tun hat – jedoch passend ist für die Bedürfnisse nichtbehinderter Menschen. Es ist ein weiteres Mittel, sich selbst von körperlicher Abweichung abzuheben, diesmal allerdings nicht in bevormundend-dominierender Art und Weise, sondern von

einem Standpunkt der Bewunderung und Ehrfurcht, welchem der Glaube, nichts mit der betreffenden Person gemein haben zu können, zu Grunde liegt.

Verbunden mit der Frage danach, wieso die behinderte Person so wunderbar "das Leben meistert" ist nämlich die Erwartung an sie, sich um Anpassung an die nichtbehinderte Welt zu bemühen. Während nichtbehinderte von behinderten Menschen erwarten, dass sie ihre Rolle akzeptieren sollen, finden sie gleichzeitig, dass es eigentlich "unfair" ist, dass ihr Gegenüber behindert ist und sie selbst nicht. Ein "heiterer" behinderter Mensch kann dieses Dilemma für den Nichtbehinderten lösen und sie oder ihn von der imaginierten "Schuld" befreien, nichtbehindert zu sein – für sie ist das der einfachste Weg, mit ihrer eigenen Verletzbarkeit gegenüber Behinderung und Krankheit umzugehen. Dass behinderte Menschen selber dabei den Grossteil der Interaktion regeln müssen, ist ein Preis, den viele zu zahlen bereit sind, um in der nichtbehinderten Welt toleriert und akzeptiert zu werden.

Der Soziologe Talcott Parsons (1951) war der erste, der die Privilegien und Pflichten, die mit bestimmten Körperzuständen verbunden sind, in seiner Konzeption der Rolle des Kranken theoretisiert hat. Er behauptete, dass wenn eine Person krank wird, ihre oder seine alltäglichen Rollen und Pflichten zeitweise aufgegeben werden, damit sie oder er gesund werden kann. Die Genesung, auf der anderen Seite, wird zu ihrer oder seiner neuen Pflicht: Man muss jede Anstrengung machen, wieder gesund zu werden, und sich dazu voll und ganz in die Hände der Ärzte begeben. Wenn einem "das Gesundwerden nicht gelingt", muss man sich verschiedenen Urteilen darüber stellen: Es kann z.B. angenommen werden, dass man entweder zuviel "jammert", oder dass man aus seiner "Freiheit" der Krankenrolle Vorteile zieht, vor allem wenn die Symptome nicht offensichtlich genug sind. Auch kann man für unverantwortlich

gegenüber einem selbst oder seinen sozialen Verantwortungen befunden werden, wenn die Genesung nicht schnell genug von statten geht. Man kann also, wie Robert Murphy es zusammenfasst, "gut" oder "schlecht" im Kranksein sein; - und "gut" darin zu sein beinhaltet, eine "positive" Haltung zur Welt der Gesunden zu haben:

"Eine der Daumenregeln für den erfolgreichen Kranken ist: Niemals klagen! Derjenige der lächelt und Witze macht, während er in offensichtlich schlechtem Gesundheitszustand ist, wird von allen verehrt. ... Krankenhausbesucher schätzen Heiterkeit, und die kranke Person wird schnell bemerken, dass von ihr erwartet wird, sie zu amüsieren, um so ihre Schuld des Gesundseins zu lindern" (Murphy, 1987, S. 20)

Demnach ist der oder die HeldIn eine der seltenen positiven Rollen die behinderten Menschen offen steht. Es überrascht nicht, dass viele behinderte Menschen nicht nur Klagen über ihre Situation vermeiden und ihre nichtbehinderte Umgebung mit einer Haltung des gutmütigen "sich ins Schicksal fügen" beruhigen, sondern sogar darüberhinaus gehen und alle Schwierigkeiten des Behindertseins "meistern". Die "Superkrüppel" – der ehrgeizige Paralympicsathlet, die querschnittgelähmte alleinerziehende Mutter, die die Freizeit, die ihr ihr Vollzeitjob lässt, für ein ehrenamtliches Engagement draufgibt, sowie der blinde Bergsteiger – akzeptieren die Behandlung, die ihnen von der Gesellschaft zuteil wird, jedoch nicht ihre eigenen körperlichen Grenzen. Auch sie spielen die sozial erwünschte Rolle derjenigen, die "es schaffen", was im Grunde in einer kapitalistischen Gesellschaft nicht nur von behinderten Menschen erwartet wird. Die Ideologie des autonomen Individuums, das "seines Glückes Schmied" ist, ist eine beliebte Legitimation, die Verantwortung für - besonders ökonomische -

Benachteiligung auf die Benachteiligten selbst abzuwälzen. In Gesellschaften, in denen die Verantwortlichkeit für das Wohlergehen ihrer Bürger grösstenteils ihnen selbst überlassen wird, werden Leistungs- und Konkurrenzbereitschaft erwartet. Demnach wird besonders von behinderten Menschen – wo sie ja eh schon eine Last darstellen – erwartet, dass sie ihren Teil zum Ganzen beitragen und ihre körperlichen Schwierigkeiten als Herausforderung betrachten, durch die sie sich als sogar noch fähiger als andere beweisen können. Robert Murphy hat diese Erwartungen bereits auf der Rehabilitationsstation entdeckt:

„Idealerweise ist der Patient aktiv, nicht passiv, und er muss ständig versuchen, sich selbst zu übertreffen. Bis zu einem gewissen Grade ist der Patient selbst verantwortlich für seine Genesung, und dies hat viele positive Aspekte. Die negative Seite jedoch ist, dass wenn sich sein Zustand dadurch zeitweise verbessert, dann kann jedes Ausbleiben der weiteren Verbesserung ein Zeichen dafür sein, dass er sich nicht genug anstrengt, das man ihm die Schuld für seinen Zustand anlasten kann. Diese Schuldzuschreibung addiert sich des öfteren zu einem ohnehin schon vorhandenen Verdacht von Seiten der Familie und Freunde dass der Patient irgendwie verantwortlich für seinen Zustand sein könnte. Und der Patient selbst wird ebenfalls oft von Schuldgefühlen heimgesucht – ein scheinbar unlogisches, aber sehr verbreitetes Nebenprodukt von Behinderung“ (Murphy, 1987, S. 51)

KritikerInnen innerhalb der Behindertenbewegung sehen diese öffentliche Portraittierung von „Superkrüppeln“, wie z.B. die des behinderten Schauspielers Christopher Reeves, als schädlich für das Alltagsleben

behinderter Menschen, da es Nichtbehinderte zu hohen Erwartungen an die Leistungsfähigkeit Behinderter in einer behindertenfeindlichen Welt anregt. Auch die Ideologie des „Meisterns“ von Behinderung individualisiert sie und lenkt den Blick weg von Barrieren des Zugangs und der Einstellung Nichtbehinderter.

- d) Behinderung als ein Zeichen des Bösen – „kriminelle“, „verbitterte“ und „manipulierende“ Rachsüchtige

Die Tatsache, dass behinderte Menschen eine hohen sozialen Preis für ihre Akzeptanz zahlen müssen indem sie die Rolle des heiteren Dulders spielen, gibt schon einen Hinweis auf das darin enthaltene Misstrauen gegenüber behinderten Menschen. Es existieren zu viele beängstigende kulturelle Phantasien über behinderte Menschen – sowohl in Bezug auf aktuelle mediale Portraits von behinderten Menschen als auch auf historische Vorstellungen von behinderten Menschen als „Monstren“- , als dass die Idee einer bedingungslosen Akzeptanz behinderter Menschen realistisch sein könnte. Wie Paul Longmore es in seiner Analyse von Behinderungs-Stereotypen illustriert, ist die Idee des Bösen fest mit Behinderung verbunden, sowohl in historischen, als auch in aktuellen Darstellungen, vor allem im Krimi- und Horrogenre:

„Behinderung wurde oft als melodramatische Metapher benutzt... . Besonders hartnäckig ist die Verknüpfung von Behinderung mit Boshaftigkeit. Deformität des Körpers symbolisiert Deformität der Seele. Physische Handicaps werden zu Emblemen des Bösen gemacht“ (Longmore, 1987, S. 68)

Als Folge der angeblichen Ablehnung und des Hasses, mit denen der behinderte Charakter der nichtbehinderten Welt gegenüber treten soll, beinhaltet die

Handlung von Krimigeschichten wie Dr. No, Dr. Strangelove, The Hookman, Moby Dick etc üblicherweise einen Akt der Rache des behinderten Charakters. "Behinderte Bösewichte, die gegen ihr Schicksal rebellieren und die diejenigen hassen, die dem Leiden entkommen sind, versuchen oft, sich an den 'Normalen' zu rächen" (Longmore, 1987, S. 67). Solche Darstellungen spielten, so Longmore, an auf

"...drei übliche Vorurteile gegenüber behinderten Menschen: Behinderung ist eine Strafe für Böses, behinderte Menschen sind von ihrem Schicksal verbittert, behinderte Menschen lehnen die Nichtbehinderten ab und würden, wenn sie können, sie zerstören" (Longmore, 1987, S. 67)

Zusätzlich zu der Vorstellung von Rache, werden "böse" behinderte Charaktere oft mit einem aggressiven Sexualtrieb dargestellt, besonders und nahezu ausschliesslich bei männlichen Charakteren. Die bedrohlichen Obsessionen von z.B. Quasimodo, Dr. Loveless, des Phantoms der Oper usw. zielen oft auf Frauen, die der behinderte Charakter angeblich nicht im Stande ist zu verführen, ausser in einer aggressiven Art und Weise.

"Kriminelle behinderte Charaktere zeigen einen abartiges, anzüglichen Bedürfnis nach Sex mit umwerfenden 'normalen' Frauen...Behinderte 'Monster' Charaktere bedrohen schöne Frauen, von denen sie normalerweise abgelehnt werden würden" (Longmore, 1987, S.72)

behauptet Longmore.

Jedoch nicht nur im Krimigenre kann die Vorstellung von aggressiven behinderten Menschen wiedergefunden werden – Fachliteratur der Rehabilitationspsychologie z.B. ist voll von Vorstellungen von der "manipulierenden" behinderten Person, die die nichtbehinderte

Welt für ihre "Gesundheit" und Normativität bestrafen möchte.

Angst vor Behinderung kann in Ärger und Ablehnung umschlagen – dieses psychologische Muster, auch bekannt als der Abwehrmechanismus der Projektion, kann in den verschiedensten Haltungen zu Minderheiten wiedergefunden werden, wie z.B. in Rassismus gegenüber ethnischen Minderheiten. Die Zuschreibung der eigenen Abscheu und Aggression zu dem Objekt dient dem Subjekt der Erleichterung von diesen Emotionen. Longmore sieht dieses Muster am Werk in Darstellungen von Behinderung:

"Fakt ist, dass es heute wie gestern nichtbehinderte Menschen waren, die von Zeit zu Zeit versucht haben, behinderte Menschen auszumerzen. Wie auch in der Darstellung von anderen Minderheiten werden die nicht eingestandenen feindseligen Phantasien der Stigmatisierer auf die Stigmatisierten übertragen. Das nichtbehinderte Publikum darf sich mittels des 'Beschuldigen des Opfers' seiner Ängste und Vorurteile entledigen, und sie so selbst verantwortlich für ihre eigenen Ächtungs- und Zerstörungswünsche machen". (Longmore, 1987, S. 67)

3. Mit Behindertenfeindlichkeit leben

Bilder und Ideologien von Behinderung haben einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf das Selbstbild behinderter Menschen. Sie müssen sich ein Repertoire von Verhaltensstrategien zulegen, um Spannungen in der Interaktion mit anderen zu dämpfen. Sie sind gezwungen, auf vorurteilshafte Blicke auf sie zu reagieren, denn sie sind abhängig von dem Erhalt der "guten Beziehungen" zu nichtbehinderten Menschen in einer für sie nicht zugänglichen Welt, in der Menschen mit Behinderungen wenig Macht und Kontrolle

haben. Selbst wenn sie mit den über sie existierenden Mythen nichts anfangen können, werden sie immer wieder mit diesen konfrontiert und müssen sich mit der Tatsache auseinandersetzen, dass nichtbehinderte Menschen bestimmte Vorannahmen über sie haben, die sich auf ihr Verhalten ihnen gegenüber auswirken können. Solange es falsches Denken über Behinderung geben wird, werden sie darauf in einer bestimmten Weise reagieren müssen – was sowohl von blossen Überlebenstechniken bis hin zu einer Haltung von entspannter Indifferenz oder Überlegenheit reichen kann.

Eine der zentralen Erfahrungen, die von vielen Menschen mit Behinderung geteilt wird, beschreibt Jenny Morris in ihrem Buch "Pride against Prejudice"(1991). Sie bemerkt, dass abgesehen von offener Feindseligkeit, die alle behinderte Menschen an dem einen oder anderen Zeitpunkt erleben, die aber trotzdem eher selten ist, es eher die versteckten negativen Annahmen in den Haltungen Nichtbehinderter sind, die die "eiserne Faust im Samthandschuh von Bevormundung und scheinbar wohlmeinenden Einstellungen, die wir erleben" (Morris, 1991, S. 22) darstellen. Demnach

"...ist es oft schwer für uns zu bestimmen, warum jemandes Verhalten uns so verärgert, oder warum wir uns angegriffen fühlen. Unser Ärger und unsere Unsicherheit kann daher nicht nur anderen, sondern auch uns selbst, unvernünftig erscheinen" (Morris, 1991, S. 18)

Und das grösste Problem mit "ihren Werten, die *unser* Leben beurteilen" ist, so Morris,

"...dass diese unser Selbstwertgefühl untergrabenden Botschaften, die wir jeden Tag unseres Lebens von der nichtbehinderten Welt gesagt bekommen, Teil unseres Denkens über uns selbst und über andere behinderte Menschen werden" (S. 22)

Man könnte darüber spekulieren, ob kulturelle Traditionen der Verobjektivierung von "menschlichen Kuriositäten", die sie immer noch verobjektivierende soziale Behandlung beeinflussen, genauso wie die Art, wie diese Behandlung von ihren "Objekten" erlebt wird. Schriftstellerin und Aktivistin Eli Clare sieht einen Zusammenhang zwischen der Geschichte von *Freaks* und ihrer eigenen Geschichte:

"Für mich ist *Freak* bestimmt durch meine eigene Geschichte vom heutigen *Freak*-Sein. Das heutige *Freak*-Sein passierte mir im Fairview State Hospital 1965, als Ärzte mich zum ersten mal für 'retardiert' erklärten. ... Das heutige *Freak*-Sein passierte jedesmal wenn man mich als *Spastie*, *Affe* oder *Verückte* hänselte. Es passiert jedesmal wenn jemand gafft, ein Vorgang der so regelmässig abläuft, dass ich es selbst kaum bemerke. Ich sehe die Leute nicht – neugierig, erstaunt, ängstlich – ihren Kopf umdrehen und meine zitternden Hände, meine komischen Bewegungen beobachten. Ich weiss nur dass es passiert, weil meine Freunde es bemerken und es mir sagen. Und doch weiss ich, dass ich das Gaffen in meinen Knochen einlagere". (Clare, 1999, 94)

Sie sieht auch einen Zusammenhang zwischen der *Freak Show* und üblichen, verobjektivierenden Praktiken der Medizin:

"Das Ende der *Freak Show* bedeutete nicht das Ende unserer Zurschaustellung oder das Ende des Voyeurismus. Wir haben einfach das eine *Freak*-Sein gegen das andere getauscht. Nimm z.B. öffentliches Strippen, die medizinische Praxis, bei der behinderte Kinder bis auf ihre Unterwäsche ausgezogen und sie vor einer grossen Gruppe von

Doktoren, Medizinstudenten, Krankengymnastinnen und Rehabilitationsspezialisten untersucht werden. ...Sagt mir, was ist der Unterschied zwischen der Freak Show und öffentlichem Strippen? Was ist degradierender? Was nimmt mehr Kontrolle weg von behinderten Menschen? Welches lässt eine grosse Gruppe von Nichtbehinderten unbekümmert glotzen?" (S. 87)

Ogleich im Zeitalter der Aufklärung behinderte Menschen üblicherweise nicht mehr als eine phantastische Kuriosität betrachtet werden, der Aspekt der Zurschaustellung könnte immer noch eine Rolle spielen. Durch Starren oder aus heiterem Himmel von völligen Fremden gestellte intime Fragen über die Art der Behinderung und darüber, wie man denn mit der Behinderung klar käme, genauso wie unaufgeforderte Ratschläge, Segenswünsche oder Geschichten über eigene Leiden oder die Familienangehöriger wird behinderten Menschen machtvoll klargemacht, dass ihre Privatsphäre weniger zählt als die von Nichtbehinderten. Sowohl die Annahme, dass sich die Behinderung und das "Leiden" das sie verursachen soll, ständig genauso in den Vordergrund der Gedanken des behinderten Menschen drängt wie in die des nichtbehinderten Gegenübers, als auch die Überraschung des Anblicks und der damit verbundene Sensationalismus führt zu regelmässigen Invasionen der Privatsphäre. Ein Gefühl von Ausgestelltsein, Unsicherheit, Angst und Ärger ist das Resultat auf Seiten der behinderten Person, wenn sie über den Kopf gestreichelt oder angestarrt wird. Jenny Morris fasst dies zusammen durch ihre Behauptung:

"Nichtbehinderte Leute glauben dass unsere Verschiedenheit ihnen das Recht gibt, in unsere Privatsphäre einzudringen und Urteile über unser Leben abzugeben. Unsere physischen

Eigenschaften rufen solch starken Gefühle hervor, dass manche Leute sie einfach in bestimmter Art und Weise ausdrücken müssen. Gleichzeitig fühlen sie sich in der Lage, uns ihre Gefühle aufzusetzen, denn wir gelten nicht als autonome menschliche Wesen." (Morris, 1991, 29)

Scham und ein Gefühl der Isolation ist die Folge, wenn das Starren und die Verobjektivierung von behinderten Menschen internalisiert wird. Konstante Botschaften der Entwertung können sie glauben machen, dass es eigentlich sie und ihr Körper sind, der so abstoßend für nichtbehinderte Menschen ist, oder der wenigstens deren Bedürfnis nach einer Reaktion darauf hervorbringt. Das Denken einiger behinderter Menschen kann so sehr davon geleitet sein, dass sie sich konstant entschuldigen oder erklären müssen, wie ein Interviewpartner der Forscher Cahill and Eggleston es beschreibt:

Wenn ich einkaufen gehe und ich brauche etwas und ich bitte jemanden, es mir zu geben, sage ich 'oh, tut mir leid'. Und ich finde mich selber wieder wie ich mich entschuldige und Dinge sage wie 'oh, heute ist nicht so mein Tag', oder 'es scheint, als wenn alles, was ich heute will, zu hoch oben liegt'. Ich fühle mich als wenn ich die Leute störe. Ich fühle mich als wenn ich jemanden bedränge, wenn ich ihn um Hilfe frage" (Cahill and Spencer, 1994, S. 306)

Auch wenn das Allgemeinwissen über Behinderung beinhaltet, dass "Behinderte ja nichts dafür können", ist trotzdem die Scham und Schuld, die viele behinderte Menschen erleben, auffallend. Die offensichtliche Ursache mag die Vorstellung sein, dass sie eine Last für ihre Familien und die Gesellschaft sind, allerdings könnte man auch darüber spekulieren, ob es eine Verbindung zu traditionellen Bildern von Sünde und Verbrechen gibt, für die die Behinderung

als Strafe imaginiert wird – "...mit dem Unterschied, so Robert Murphy, "dass das Verbrechen fehlt". (Murphy, 1987, S. 93) Doch als schuldiger "Sünder" oder "verbitterter und grausamer Rachsüchtiger" gesehen zu werden ist sozusagen eins der schlimmsten Dinge, die einer behinderten Person passieren könnten. Nicht nur wegen der offensichtlichen Abhängigkeit von der Assistenz anderer Menschen müssen behinderte Menschen gute Beziehungen zu ihrer sozialen Umwelt pflegen, wenn sie nicht noch isolierter werden wollen, als sie vielleicht ohnehin schon sind. Ständig auf der Kippe zum Outcast-Dasein stehend, können sich behinderte Menschen nicht zu viele Risiken der Überstrapazierung der Toleranz Nichtbehinderter leisten. Daher sehen viele behinderte Menschen nicht viele Alternativen zur Kompensierung und dem "Meistern" ihrer Behinderung, zur Normalisierung und Anpassung oder sogar dazu, zum "Superkrüppel" zu werden (der, wie Robert Murphy meint, "wie alle ist, nur besser" [1997, S. 95]). Um die Akzeptanz der Nichtbehindertenwelt zu erlangen, benutzen sie verschiedene Strategien, wie z.B. Humor, der die potentielle Verkrampfung auf beiden Seiten zu lösen versucht. Um den Respekt Nichtbehinderter zu erreichen, passen sich viele behinderte Menschen an und bekämpfen ihre Behinderung (und nicht notwendigerweise das die behindernde Umwelt!). So schreibt Jenny Morris über die Darstellung von "die-Behinderung-Meistern"-Geschichten in den Medien:

"'Die-Behinderung-Meistern'-Geschichten haben die wichtige Rolle die Angst zu beruhigen, die nichtbehinderte Leute vor behinderten haben. Sie haben ausserdem die Funktion, den Nichtbehinderten zu versichern, dass Normal schon richtig ist und das ist, wonach alle streben. Der Status Quo sieht uns gerne gegen die Behinderung kämpfen, die Tatsache ablehnen, dass wir einige Dinge nicht mehr tun können. Je

mehr Energie wir auf das 'Meistern' und die Kompensation verwenden, desto mehr werden Leute versichert, dass die Gleichung 'normal gleich richtig' stimmt. Wenn wir ihren Versuchungen nicht widerstehen, werden sie uns mit Bewunderung belohnen. Auf den ersten Blick wird das besser scheinen als Mitleid oder das Abgeschriebenwerden als Invalide. Aber alles was wir erreichen werden ist der Status eines Kaspers und keine (Wieder-)Aufnahme in ihren Rang" (Morris, 1991, S. 101f)

Wenn behinderte Menschen tatsächlich aus ihrer Rolle der Dankbaren, sich Bemühenden heraustreten, müssen sie sich tatsächlich auf irritierte oder ärgerliche Reaktionen einstellen, denn dann werden sie üblicherweise als undankbar oder als jemand mit "Haare auf den Zähnen" angesehen. Cahill und Eggleston fiel auf, dass

"...Rollstuhlfahrer, die öffentliche moralische Entrüstung über ihre Behandlung ausdrücken, auf einen Wiederhall gefasst sein müssen. Ihr ärgerlicher Protest kann auf ärgerlichen Widerstand treffen, was dann eine unangenehme und manchmal alarmierende öffentliche Szene hervorrufen kann, mit der sie umgehen können müssen oder von der sie flüchten müssen." (Cahill and Eggleston, 1994, S. 305)

Man kann die breite Bereitschaft vieler behinderter Menschen, die Standarts einer Gesellschaft zu akzeptieren, in die sie integriert werden wollen (hart arbeiten, heiraten, ein guter Bürger zu sein usw.) als ein schlechtes Zeichen für die Macht von normalisierenden Erwartungen sehen. Der Wunsch vieler behinderter Menschen, "wie alle anderen sein" zu wollen, ist verständlich, vor allem nach einer Geschichte der Segregation, Demütigung und Diskriminierung, aber es könnte auch ein Indikator für die machtvollen

Forderungen einer normalisierenden Gesellschaft sein, in der der soziale Status behinderter Menschen noch immer in Frage steht.

So prägt die Zweideutigkeit, die die Identität behinderter Menschen umgibt, und wie sie von einigen Theoretikern wie z.B. Erving Goffmann (1963) in seinem Konzept der "virtuellen" und "aktuellen" Identität beschrieben wird, das Selbst der Stigmatisierten. Differenz und Zweideutigkeit sind die zwei zentralen konstituierenden Faktoren in der Konstruktion der Bedeutung von Behinderung – die soziale Indefinition derer die in der Zwischenzone (Murphy: "twilight zone") festgehalten werden lässt sie in konstantem Zweifel darüber, was sie sind, und legt ihnen regelmässige Interaktionsdilemmata auf.

Deshalb hat die Psychologin und *Disability Studies* Autorin Carol Gill recht, wenn sie das Erleben von Behindertsein so zusammenfasst:

"In bestimmter Hinsicht sind manche behinderte Menschen dazu gezwungen, duale Leben zu führen. Erstens werden sie regelmässig mit dem verwechselt, was sie nicht sind: tragisch, heroisch, armselig, nicht ganz menschlich. Personen mit einer Vielfalt an Behinderungen berichten ausgiebig von Erfahrungen mit diesen falschen Zuschreibungen. Zweitens müssen behinderte Menschen ihre spontanen Reaktionen und authentischen Gefühlsäusserungen zurückdrängen, um die Beziehungen zu anderen zu glätten, von Fremden über Familienmitglieder bis zu Assistenten auf die sie sich verlassen müssen um durch den Tag zu kommen." (Gill, 2000, S. 25)

Dennoch realisieren ein nicht geringer Teil behinderter Menschen die Teufelskreise in denen sie gefangen sind. Manche von ihnen lehnen es nicht nur ab, sich als

Ballast oder als Leidende zu sehen, sondern drehen sogar die Bewertungen von Behinderung um und eignen sich ihre eigene Definition davon an. Wie AfroamerikanerInnen im *Civil Rights Movement* behaupteten, *black is beautiful*, so erobern nun behinderte Menschen ihr Stigma und drehen es um in etwas, auf das sie stolz sind – das Krüppel-Sein. Manche kritisieren darüberhinaus die Gesellschaft, deren Mechanismen ihrer Diskriminierung zu Grunde liegen und lehnen es ab in den "Mainstream" integriert zu werden. Mit ihrer Kritik als Waffe versuchen sie, nicht ihre Behinderungen hinter sich zu lassen, sondern die ihnen aufgezwungenen, sie entwertenden Vorstellungen.

"Wenn wir endlich unser Bedürfnis, uns als gleich zu den Nichtbehinderten zu beweisen, hinter uns lassen können, aufhören, gegen uns selbst zu kämpfen, stoisch oder resigniert, dann können wir uns ohne Vorbehalte und implizit als gleich akzeptieren, und sind in der Lage, über die Grenzen zu gehen, die andere uns aufzwingen. Wenn wir aufhören uns mit den schmalen Standarts der Gesellschaft zu beurteilen, können wir aufhören alles und jeden mit denselben Begrenzungen zu beurteilen. Wenn uns nicht länger mit den Zielen der Mehrheit identifizieren, können wir die uns aufgezwungene Rolle der Aussenseiter transformieren in den eines lebensbereichernden, befreienden Status eines unabhängig denkenden, Kritik übenden Aussenseiter, der seinen physischen Zustand nicht bekämpfen muss, sondern begrüssen kann. Und so aufhört von ihm behindert zu werden." (Morris, 1991, S. 188)

Literatur

- de Beauvoir, Simone, (1949, reprinted 1976), "The Second Sex", Harmondsworth, Penguin
- Bogdan, Robert (1996) "The social construction of freaks", in: Garland Thomson, Rosemarie, p. 23-37, in Garland Thomson, Rosemarie (1996) "Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body". New York: New York University Press
- Clare, Eli (1999) "Exile and Pride. Disability, Queerness and Liberation", Cambridge, MA: South End Press
- Dembo, T., Leviton, G. L., Wright, B.A.(1956) "Adjustment to misfortune. A Problem of Social-Psychological Rehabilitation"; reprint in Rehabilitation Psychology, 1975, (22), 1-100
- Evans, D.P. (1983) "Historical Antecedents of Stereotypes about Mental Retardation", in Hey, C., Kiger, G., and Seidel, J. (1983) "Social Aspects of Chronic Illness, Impairment and Disability", p.157-196
- Foucault, Michel, (1973) "The Birth of the Clinic. An Archäology of Medical Perception" New York: Vintage Books
- Garland Thomson, Rosemarie (1996) "Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body". New York University Press, New York, NY
- Gill, C (2000) "Divided Understandings: The Social Experience of Disability" in Albrecht et.al. (eds) (2000) "Handbook of Disability Studies", Sage, Thousand Oaks
- Goffman, Erving, (1963) "Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity", Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall
- Grosz, Elizabeth (1996) "Intolerable Ambiguity: Freaks as/at the limit", in Garland Thomson, Rosemarie (1996) "Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body". New York University Press, New York, NY, p. 55-66
- Longmore, Paul (1987) "Screening Stereotypes: Images of Disabled People in Television and Motion Pictures", in Gartner, A. and Jö, T. (Eds) (1987) "Images of the Disabled", p. 65-78
- Marx, K and Engels, F. (1845/46), "Die Deutsche Ideologie", Marx-Engels Werke, 3, Berlin (East): Dietz
- Miles, Robert (=) "Rassismus", Berlin: Argument
- Morris, J. (1991) "Pride against Prejudice. A Personal Politics of Disability", London: The Women's Press
- Murphy, Robert F. (1987) "The Body Silent", New York, NY: Norton
- Nelson, J.A. (1988) "Broken Images: Portrayals of Those with Disabilities in American Media" in Jack A. Nelson, ed. (...) "The Disabled, the Media, and the Information Age"
- Parsons, T. (1951) "The Social System", New York: The Free Press
- Rommelspacher, B. (1995) "Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht" Berlin: Olanda
- Shakespeare, Tom (1994), "Cultural Representation of Disabled People: Dustbins for Disapproval?" in Disability and Society, 9 (3): 283-299

Epilog/Hinweis...: Dieser Text mag bei einigen LeserInnen den Eindruck erwecken, dass alle nichtbehinderten Menschen immer ganz gemein zu behinderten sind und Behindertsein total scheisse ist... Nur um Missverständnissen vorzubeugen: Das ist nicht der Fall!! Es ging mir in dem Text (der bereits vor der Konferenz entstanden ist und hierfür nur geringfügig geändert worden ist) darum, systematische Muster der Mystifizierung und Marginalisierung behinderter Menschen darzustellen - Ausdrücke wie "die nichtbehinderte Welt" oder "die Nichtbehinderten" sind dazu der Einfachheit halber unter Absehung jeglichen individuellen Umgangs mit dem Nichtbehindertsein benutzt worden. Wer mehr über die Art und Weise wissen möchte, wie Behinderung auch in repressiven Verhältnissen in Akten kreativem Widerstands zelebriert werden kann, möge sich bitte Publikationen von Teilen der Behindertenbewegung oder die Werke behinderter KünstlerInnen mal näher anschauen/anhören. R.M.

Wechselnde Perspektiven.

Debatten um Identität und Differenz:

Folgen für feministisch-antirassistische Handlungsfähigkeit

von Anette Dietrich und Andrea Nachtigall

*"Eine Frau wird nicht als Frau geboren, sondern dazu gemacht." (Simone de Beauvoir)
Ein Schwarzer wird nicht als Schwarzer geboren, sondern zum "Neger" gemacht.
Eine Türkin wird nicht als Türkin geboren, sondern zur Orientalin gemacht.¹*

I. (Krieg)

In der Auseinandersetzung um die Anschläge auf das WTC am 11. September haben sich die unterschiedlichen Positionen innerhalb der Linken als unvereinbar gezeigt und stehen sich in ihren Analysen als gefestigte Pole gegenüber. Dabei wurden unterschiedlichste Weltbilder der AntimperialistInnen/AnitamerikanistInnen, Antideutschen, WertkritikerInnen, FriedensaktivistInnen usw. ausgepackt und nach dem jeweiligen Blickwinkel bzw. unter dem jeweiligen ‚Hauptwiderspruch‘ gegeneinander gestellt. Es gibt nur wenige Versuche, diese unterschiedlichen Welten miteinander zu verbinden, um der komplexen Situation gerecht zu werden.

Auf feministischer Seite gab es bislang nur wenige sichtbare Versuche, sich an der Debatte zu beteiligen, bzw. muss der Einsatz für Fraueninteressen und –Rechte mit einer Vereinnahmung von ‚offizieller‘ Seite rechnen: Wurden im Jugoslawienkrieg Massenvergewaltigungen als moralische Rechtfertigung für einen Kriegseinsatz benutzt, werden auch in Afghanistan die von den radikalen Islamisten unterdrückten Frauen entdeckt, um den Krieg gegen die Taliban weiter zu legitimieren und ihn als einen Kampf für Menschenrechte und Demokratie darzustellen. All die Jahre vorher war die

Situation der Frauen unter dem Talibanregime und vorher der Nordallianz bekannt, doch schien damals kein Handlungsbedarf zu bestehen.

Bislang hat sich ein eher bürgerliches Spektrum an Frauen in der Öffentlichkeit zu den Anschlägen, vor allem aber zum Krieg verhalten. (Wie z.B. das feministische Institut der Heinrich Böll Stiftung oder die pazifistische Frauenaktion Sheherazade, die im Golfkrieg entstanden ist.) Diesen Gruppen ging es vor allem darum, gegen den Krieg zu demonstrieren und sich für die Rechte der Frauen in Afghanistan einzusetzen. Wichtige Aspekte der Situation bleiben unter diesem Blickwinkel jedoch ausgeblendet. Mit der Überschrift "Die Geschichte Afghanistans zeigt: Reine Männerherrschaft deformiert eine Gesellschaft; Fundamentalismus lässt sich nur besiegen, wenn die Frauen gestärkt werden", wird eine Wiederkehr eines überholt geglaubten Feminismus reaktiviert. "Alles Ambivalente und Abweichende geriet zur Bedrohung einer wackeligen, unreifen Männlichkeit, die sich nur über Kampf und Krieg zu stabilisieren wusste. Männer, denen andere Männer Verstand und Gefühle verschleiert haben, die um Leben, Lust und Glück betrogen wurden, können zu Killern werden, Opfer und Täter zugleich. Bomben auf zwei Beinen, jederzeit zur Explosion bereit."² Einen weiteren ‚geschlechtsspezifischen‘ Beitrag leistete Klaus Theweleit, der die Doppeltürme des WTC als Doppelphallus ("der doppelte Schwanz, der sich als mächtiges Symbol erhebt") sieht und den Anschlag als "Tritt in die Eier"³ bezeichnet. Es stellt sich hier die Frage, ob und wie sich überhaupt noch dezidiert feministische Perspektiven formulieren lassen, um einer komplexen Situation gerecht zu werden und nicht in binäre Denkschemata zu verfallen. So hat sich aus der Geschichte der

¹ Lutz, Helma (1992), Rassismus und Sexismus, Unterschiede und Gemeinsamkeiten, in: Andreas Foitzik, Rudolf Leiprecht u.a. (Hg.): "Ein Herrenvolk von Untertanen". Rassismus - Nationalismus – Sexismus, Duisburg

² Ute Scheub für Sheherzade in der taz vom 29.11.2001

³ Interview mit Klaus Theweleit in der taz vom 19.09.2001

Frauenbewegung und -forschung gezeigt, dass die Kategorie Geschlecht als alleiniger sozialer Platzanweiser und Hauptanalysekategorie zu kurz greift.

Es bedarf keiner großen analytischen Leistung, um zu erkennen, wie polarisiert und vor allem stereotypisiert der Kriegsdiskurs geführt wird. Bei Forderungen z. B. nach einem Verbot islamistischer Vereine oder dem Ruf nach Verschärfung der inneren Sicherheit zum Schutz vor den fremden ‚Schläfern‘ oder der unkritischen Verteidigung westlicher moderner Werte kann man schon mal schnell ins Fahrwasser rassistischer Argumentationsmuster vom Kampf der zivilisierten Welt gegen die Barbarei geraten. Stereotype werden reproduziert, deren Konstruktionscharakter und pauschalen Zuschreibungen schon seit Jahren – hierzulande vor allem von MigrantInnen-Gruppen – als westliche Projektionsfläche aufgedeckt und kritisiert wurden.

Wie kann also mit den ‚Lehren‘ des Feminismus, insbesondere die Rassismuskritik an die weiße, bürgerliche Frauenbewegung, die mit ethnozentrischem Blick eigene Emanzipationsvorstellungen auf die ‚noch nicht so weit‘ unterdrückten Frauen des Trikont projiziert haben, umgegangen werden? Ist die Kategorie Geschlecht als alleinige Analysekategorie nicht hinfällig geworden? Wie können die Errungenschaften differenztheoretischer oder dekonstruktivistischer Ansätze integriert werden, ohne sprachlos zu machen? Gibt es Positionen jenseits eines Pendelns zwischen paternalistischer Viktimisierung und rassistisch konnotierten Bildern der ‚Orientalin‘ und kulturellrelativistischen Positionen die letztendlich Handlungsunfähig machen? Können Forderung nach universellen Menschenrechten einen Ausweg aus dem

Dilemma weisen?⁴ Diese Fragen sollen an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden, sie können z. B. Teil der Auseinandersetzungen in unserem Workshops sein. Anhand von Video-, Bild- und Textmaterial (ihr könnt gerne auch eigenes Material mitbringen!) wollen wir dort *wechselnde Perspektiven* anhand aktueller Ereignisse und Debatten diskutieren.

II. (Kopftuch)

Ein gutes Beispiel für diese – nicht neue - Problematik ist die Kopftuchdebatte: In der seit Jahren in den unterschiedlichsten Kontexten geführte Kontroverse lassen sich Grundzüge des Differenzdilemmas darstellen. Das Kopftuch ist ein Symbol, das für gegensätzliche Positionen benutzt wird, und das in der Auseinandersetzung um Terrorpakete und innere Sicherheit und dem Krieg in Afghanistan, insbesondere in der Medienpräsenz der verschleierten Frau bzw. der entschleierte und damit ‚befreiten‘ Frau wieder aktuell geworden ist. Die Zeitungen sind voll mit Bildern afghanischer ‚unsichtbaren‘ Frauen, die es zu befreien gilt. Doch welche Bilder werden bei uns selbst aktiviert, wenn unter dem Ganzkörperschleier eine wunderschöne Orientalin hervorkommt?⁵

Aus antirassistischer Perspektive kann das Kopftuch als Möglichkeit des Widerstands

⁴ So wurde der Anspruch auf Allgemeingültigkeit internationaler Menschenrechtsdiskurse gerade deswegen kritisiert, weil ihre ethische Grundlage auf westlichen Moralvorstellungen beruhe, weshalb diese internationalen Normen gerade nicht die Grundlage für Werturteile in anderen kulturellen Zusammenhängen sein sollten. Siehe dazu Bunting, Antje (1996), Zur kulturellen Verschiedenartigkeit von Frauen in internationalen Menschenrechtsstrategien von Feministinnen, in: Ilse Lenz u.a. (Hg.), *Wechselnde Blicke, Frauenforschung in internationaler Perspektive*, Opladen

⁵ Der Schleier wird gelüftet: das Geheime und Verbotene kommt zum Vorschein, und - welch Überraschung - eine wunderschöne ganz und gar nicht barbarisch aussehende Orientalin steckt unter dem Schleier. Hier wird die Verschränkung von rassistischen und sexistischen Konstruktionen deutlich. Das ‚Andere‘ wird nicht nur zum angstbesetzten Verworfenen, das das eigene Selbst bedroht, sondern auch zum exotisierten und erotisierten Begehrensojekt.

gegen den Assimilationszwang in die deutsche weiße Leitkultur interpretiert werden und damit als widerständige Emanzipationsmöglichkeit. Terkessidis sieht das Kopftuch als "Schleier vor der exotisierten Konsumierbarkeit der Anderen". Die schleiertragenden Migrantinnen entziehen sich der Sichtbarkeit und erotischen Konnotation des westlichen männlichen Blicks und repräsentieren das gefährliche Fremde, das nicht integrierbar erscheint. Eine Integration, "die ihnen von der Differenzkonsummaschine offeriert wird, also jene Enttraditionalisierung als Sexualisierung des exotisierten Körpers"⁶ wird damit unterlaufen. Das Tragen eines Kopftuches wird zu einem emanzipativen Akt, der nicht das Äußere der Frau, sondern die Persönlichkeit betont. Die Migrantinnen besetzen das Symbol der Fremdheit für sich positiv und fordern, so Terkessidis, selbstbewusst eine Integration, indem sie z.B. eine Anstellung im Staatsdienst einfordern. Und insofern - das zeigen auch die empört-aggressiven Reaktionen - lösen sie eine "Krise der hegemonialen Repräsentation aus, wie sie gerade über die Massenmedien vermittelt wird."⁷

Das Kopftuch einzig als Gegenbild und Provokation der deutschen Norm anzusehen ist zu kurz gegriffen, ist doch der Schleier bzw. das Kopftuch nicht nur ein religiöses, sondern auch ein politisches Symbol für eine bestimmte Form des Islams, in dem trotz eines Entzugs des weiblichen Körpers gegen dessen Sexualisierung in der westlichen Kultur eine extreme Ungleichheit der Geschlechter vorherrscht, in der z.B. männliche Polygamie selbstverständlich ist, während Ehebruch von Frauen mit der Todesstrafe geahndet wird. Nur der weibliche Körper wird verhüllt und damit

wieder markiert. So wird das Kopftuch einerseits als Zeichen der Unterdrückung, als Bestandteil einer patriarchalen Auslegung des Koran und damit nach Machtinteressen einer traditionellen Männergesellschaft ausgerichteten Gesellschaft gesehen, andererseits repräsentiert es die "Kraft der Unterdrückten"⁸, die sich gegen die repressive AusländerInnenpolitik Deutschlands und die westliche Moderne abgrenzen und Gegenbilder schaffen. Inwieweit greift hier der Vorwurf des Ethnozentrismus bzw. ist es legitim, westliche Emanzipationsideale zu übertragen?

Im bundesdeutschen Kontext, der durch die Nichtwahrnehmung der BRD als Einwanderungsland gekennzeichnet ist, wurde ‚die fremde Frau‘ durch die deutsche Frauenbewegung als defizitäres Wesen gegenüber dem eigenen Selbst konstruiert. Die ‚fremde Frau‘ entsteht nach einem bipolaren Prinzip scheinbar faktischer Differenz, also in Abgrenzung zur vertrauten, modernen, emanzipierten, westlichen Frau, die genauso eine Konstruktion ist (z.B. im Bild der ‚unterdrückten Türkin‘, der sozialarbeiterisch geholfen werden mußte). Symbolisch steht hierfür bis heute das Kopftuch.⁹

⁶ Terkessidis, Mark (1999), Globale Kultur in Deutschland, in: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hg.), Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, Opladen, S. 243ff

⁷ Ebenda

⁸ Nilüfer Göle zitiert nach Berghahn, Sabine (2000), Die Lehrerin mit dem Kopftuch. Oder: Wieviel weibliche Devianz vertragen Schülerinnen, Schulbürokratie und die deutsche Öffentlichkeit? In: Bettinger, Elfi/ Ebrecht, Angelika (Hg.), Transgressionen: Grenzgängerinnen des moralischen Geschlechts. Querelles, Bd. 5/ 2000, Weimar, S. 222

⁹ Es geht hier nicht um eine Parteinahme für oder gegen das Tragen des Kopftuches, doch ist die Komplexität und Symbolik in der Debatte entscheidend. Ohne die aufgeladenen Bedeutungszuschreibungen wären die Aversionen, die das Tragen des Kopftuchs bisweilen auslöst, kaum zu erklären. Zum Bild des Kopftuchs als Beweis für Unterdrückung schlechthin vgl. auch die aktuelle Ausgabe der Zeitschrift Emma (Heft 6/2001) oder das Buch "Nicht ohne meine Tochter" (1988) von Betty Mahmoudy.

III. (Differenz und Konstruktion des Anderen)

In aktuellen feministischen und postkolonialen Theorien wird der Ort der Differenz genutzt, um gegen gesellschaftliche Diskriminierung und Fremdrepräsentation vorzugehen. Der Ort der Differenz wird zum Widerstandspotential gegen eine Einverleibung in die hegemoniale Kultur. Seit etwa Mitte der 80er Jahre wurde ein Differenzansatz vermehrt im Zusammenhang von kultureller und sexueller Identität als politische Alternative zu bisherigen Gleichheitsforderungen diskutiert. Differenz – so z.B. zwischen den Geschlechtern, zwischen Kulturen oder ‚Rassen‘ – war jedoch meist eine konservativ besetzte Kategorie, mittels derer ungleiche Verteilung gesellschaftlicher Machtpositionen und Ressourcen legitimiert werden konnte. Der politische Umgang mit Differenz ist demnach oft repressiv, weil sie als ein Abweichen von einer Norm gilt. Die Konstruktion des gesellschaftlich Anderen kann Ungleichbehandlung und Diskriminierung legitimieren, denn diese Konstruktion wird oftmals als ‚Negativfolie‘ benutzt. Von daher besteht eine Affinität der Differenz zu kulturalistischem Rassismus der Neuen Rechten, der biologistische Vorstellungen von unterschiedlichen ‚Rassen‘ abgelöst hat.

Dieses Paradoxon wird als Differenzdilemma bezeichnet: Es äußert sich darin, dass ein Gleichheitsprinzip immer wieder Ausschlüsse produziert, weil bestehende unterschiedliche Lebensumstände und Erfahrungen nicht beachtet oder ausgeschlossen werden; auf der anderen Seite bergen Differenzansätze die Gefahr, bestehende Unterschiede zu zementieren und legitimieren. Diese Schwierigkeit im Umgang mit Differenzen zeigt sich ebenfalls in der Auseinandersetzung um Identitätspolitik, wie sie seit Anfang der 90er Jahre vermehrt geführt wird. Für identitäre Bewegungen –

wie z. B. die Frauenbewegung – wurde die eigene Identität zunächst als Bedingung für eine Emanzipation gesehen; problematisiert wurde der bisherige Identitätsdiskurs im Hinblick auf die Effekte essentieller, d.h. wesenhafter Identitätsvorstellungen, weil durch diese festen, quasi-natürlichen Kategorie Ausschluss- und Herrschaftsmechanismen reproduziert wurden. Differenzen wurden in der Vorstellung dieser Einheitlichkeit (von Identitätskategorien, vom Subjekt etc.) ausgeblendet, denn *„identity is constructed relationally through difference from the other; identification with a group based on gender, race, or sexuality, for example, depends mostly on binary systems of ‚us‘ versus ‚them‘, where difference from the other defines the group to which one belongs.“*¹⁰ Das als gesellschaftlich Andere gesetzte (die Frau, der/die AusländerIn etc.) ist Teil der hierarchisierten binären Oppositionspaare der westlichen Kulturtradition.

Seit dem sogenannten *„linguistic turn“*¹¹ in den Sozial- und Geisteswissenschaften spielen sprachtheoretische Ansätze wie der Poststrukturalismus eine wichtige Rolle. Gesellschaftliche (Herrschafts-) Strukturen werden darin aus linguistischen Strukturen abgeleitet und als Strukturphänomene betrachtet. In der feministischen Theorie brachten poststrukturalistische Theorien das ‚Werkzeug‘, um die westliche Metaphysik mit den darin implizierten Herrschaftsstrukturen zu kritisieren. Darunter fallen hierarchiebesetzte Oppositionen, die das gesamte

¹⁰ Friedman, Susan Stanford (1998), *Mappings: Feminism and the cultural geographies of encounter*, Princeton, S. 19

¹¹ Der linguistic turn wird verstanden als eine Verschiebung der Blickrichtung von der Analyse gesellschaftlicher Prozesse auf ökonomischer Grundlage auf die Bedeutung von Sprache und Diskursen im Konstituierungsprozess des Subjektes: Es gibt kein sprachunabhängiges Denken. *„Nicht mehr das Bewußtsein ist der transzendente Ort der ‚Bedingung der Möglichkeit‘ von Sinn, Bedeutung und Referenz, sondern das Zeichen.“* Frank, Manfred (1984), *Was ist Neostrukturalismus?* Frankfurt a.M., S. 282

abendländische Denken durchziehen, wie z.B. das Geschlechterverhältnis. Zentral ist das darin implizierte Differenzdenken und die Ausgrenzung der/s als AndereN gesetzteN.

Mit diesem identitätslogischen Denken verbunden ist ein totalisierender Universalismus, der vereinheitlicht und kategorisiert, indem er zuordnet. In diesem sprachtheoretischen Rahmen lässt sich eine Kritik an der Identitätslogik in der westlichen Kulturgeschichte und der damit verknüpfte Umgang mit Differenz als gesellschaftsimmanente strukturelle Unterdrückungs- und Ausschlussmechanismen begreifen. Diese Kulturtradition ist geprägt von polarisierenden Dualismen von Begrifflichkeiten wie Körper/ Geist, Mann/ Frau, Kultur/ Natur etc., die zugleich eine Hierarchisierung beinhalten und damit in ein Macht- und Beherrschungssystem eingebettet sind bzw. es produzieren. Eine Zweiteilung in eindeutige Dichotomien verursacht künstliche Trennungen und verschleiert die Vereinnahmung von Uneindeutigkeit. Die Kritik an der Vorstellung einer Einheitlichkeit von Subjektivität geht demnach einher mit der Kritik einer universalen Kategorienbildung im Namen des Feminismus und den damit verbundenen Repräsentationen. Die Kategorien, mittels derer Identitätspolitik im Namen der Frau, der Lesbe etc. betrieben wird, schließen gleichzeitig bestimmte Merkmale ein und Widersprüche aus.¹² Die Setzung und Ausgrenzung des Anderen dient so vor

¹² So wurde in der feministischen Auseinandersetzung mit dem Poststrukturalismus die Natürlichkeit des Geschlechterverhältnisses in Frage gestellt und ^{Geschlecht} vielmehr ^{als Effekt} sprachlich vermittelter Diskurse ^{und nicht als} ^{Eigenschaft des Körpers} gesehen. Damit entwickelte sich eine Vorstellung von Geschlecht bzw. sexueller Differenz, "die nicht das Ergebnis von Biologie oder Sozialisation, sondern von Signifikation und diskursiven Effekten (die Betonung liegt hier weniger auf dem Sexuellen als auf Differenzen im Sinne der *différance*)" ist. De Lauretis, Teresa (1996), Die Technologie des Geschlechts, in: Scheich, Elvira (Hg.), Vermittelte Weiblichkeit: feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie, Hamburg, S. 57f. Infrage gestellt wurde damit auch die natürliche Zweigeschlechtlichkeit, d.h. die binäre Einteilung in das Schemata Mann/ Frau und die damit verbundene Zwangsheterosexualität, z.B. bei Butler, Judith (1991), Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.

allem der Konstruktion und Absicherung des Selbst.

Über die Illusion, das Eigene bzw. das Andere vollständig erfassen und repräsentieren und Identitäten ausdeuten zu können, schreibt Judith Butler in kritischer Auseinandersetzung mit bisheriger feministischer Identitätspolitik: "Auch die Theorien feministischer Identität, die eine Reihe von Prädikaten wie Farbe, Sexualität, Ethnie, Klasse und Gesundheit ausarbeiten, setzen ein verlegenes ‚usw.‘ an das Ende ihrer Liste. Durch die horizontale Aufzählung der Adjektive bemühen sich diese Positionen, ein situiertes Subjekt zu umfassen; doch gelingt es ihnen niemals, vollständig zu sein. Dieses Scheitern ist aber äußerst lehrreich, denn es stellt sich die Frage, welcher politischer Impetus aus dem ‚usw.‘ abzuleiten ist, das so oft am Ende dieser Zeilen auftaucht. Tatsächlich ist es ebenso ein Zeichen der Erschöpfung wie ein Zeichen für den unbegrenzten Bezeichnungsprozeß selbst. Eine Repräsentation ist damit nicht mehr ein passiver Ausdruck von etwas, das bereits besteht, sondern wird selbst zu einer sozialen Praktik, die aktiv an der Herstellung des von ihr Repräsentierten beteiligt ist.

Poststrukturalistische Theorien wurden sehr widersprüchlich diskutiert, verbunden mit Ängsten, dass handlungsfähige Subjekte in Frage gestellt würden und kein Handeln mehr möglich wäre. Viele stellten sich die Frage, warum ausgerechnet jetzt, wo Frauen und Schwarze beginnen, sich den Subjektstatus und einen gesellschaftlichen Sprechort zu erkämpfen, das Subjekt ‚abgeschafft‘ würde. Andererseits sehen auch Skeptikerinnen, dass poststrukturalistische Theorien geholfen haben, einengende Identitätskonzepte, verbunden mit ihren Ein- und Ausschließungsmechanismen in Frage zu stellen, die nach bell hooks rassistische Strukturen durch die Bezugnahme auf Essentialismen

fortgeschrieben haben. Sie fordert ein postmodernes, antiessentialistisches Schwarz-Sein, denn erst das stellt Rassismus grundsätzlich in Frage.¹³

Die Handlungsfähigkeit des Subjekts wird somit nicht verunmöglicht, sondern sie liegt nach Butler gerade darin, das Subjekt als durch Macht und Diskurse bzw. durch das sprachliche System gebildet zu betrachten, es mit in die Kritik einzubeziehen und nicht als autonom außerhalb der Macht zu vermuten. Handlungsfähigkeit heißt dabei Umdeutung und somit auch Eingreifen in herrschende Diskurse. "Diese Verwicklung der kritischen Begriffe in das Feld der Macht beinhaltet nicht die Heraufkunft eines nihilistischen Relativismus, der unfähig ist, Normen bereit zu stellen, sondern sie ist gerade die Vorbedingung für eine politisch engagierte Kritik. Denn einen Normenkomplex aufzustellen, der sich jenseits der Macht oder Stärke ansiedelt, stellt selbst eine machtvolle, starke begriffliche Praxis dar, die ihr eigenes Machtspiel durch den Rückgriff auf Tropen der normativen Universalität sublimiert, verschleiert und zugleich ausdehnt. (...) Die Aufgabe besteht eher darin zu fragen, was durch den theoretischen Schritt, Grundlagen festzulegen, *autorisiert* und was ausgeschlossen oder verworfen wird."¹⁴

IV. (Rückblick in feministische Theorie und Praxis)

Um deutlich zu machen, wie wichtig es ist, den Identitäts- und Differenzbegriff in seiner Entstehungsgeschichte und im Kontext von Unterdrückung, Macht und Widerstand zu betrachten, anstatt ihn sozusagen als eine ‚natürliche‘ Erscheinung zu sehen, sollen an dieser Stelle die verschiedenen Positionen und

Diskussionen der Zweiten Frauenbewegung und der daraus hervorgegangenen Frauenforschung nachgezeichnet werden, in deren Verlauf erst einige der genannten Probleme deutlich wurden.

Der Streit um Differenz und Gleichheit ist eine zentrale Debatte, die sich seit langem und noch immer in den unterschiedlichsten Facetten durch die feministische Theorie zieht. Die Anfänge der Zweiten Frauenbewegung Ende der 60er Jahre waren in die außerparlamentarische Opposition eingebunden. Geknüpft war daran eine stark marxistische Ausrichtung und der Bezug auf Simone de Beauvoir und der darin implizierten Gleichheits- und Gleichberechtigungsforderungen. "Seit Simone de Beauvoir ist es zumindest im modernen Westen unbestritten, dass Frauen das Andere gegenüber dem Selbst von Männern gewesen sind. Der Feminismus war eine Bewegung, der es darum ging, Frauen dabei zu unterstützen, Selbst und Subjekte anstelle von Objekten und Anderen der Männer zu werden."¹⁵ Umgesetzt werden sollte dies mittels Frauenförderplänen und Quotenregelungen. Kritisiert wurde am Gleichheitsdiskurs jedoch, dass darin das Bild einer defizitären Frau stecke, die ihre ‚Rückständigkeit‘ zum Mann als Maß aller Dinge aufholen solle; dieses defizitäre Frauenbild findet sich bei Simone de Beauvoir in der von ihr idealisierten, als männlich konnotierten Transzendenz – im Gegensatz zur weiblich besetzten Immanenz – als zu erreichendes Emanzipationsziel für die Frau. Um sich von diesem Frauenbild abzugrenzen wurde von Differenzfeministinnen gefordert, das ‚Weibliche‘ als positiven Gegenentwurf

¹³ Hooks, Bell (1996), Sehnsucht und Widerstand – Kultur, Ethnie, Geschlecht, Berlin, S. 48f

¹⁴ Butler, Judith (1993), Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘, in: Benhabib, Seyla/Butler, Judith u.a. (Hg.), Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt a.M., S. 36f

¹⁵ Abu-Lughod, Lila, Gegen Kultur Schreiben, in: Lenz, Ilse/ Germer, Andrea/ Hasenjürgen, Brigitte (Hg.) (1996), Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive, Opladen, S. 17. Dazu auch Rosenberger, Sieglinde (1996), Geschlechter – Gleichheiten – Differenzen: Eine Denk- und Politikbeziehung, Wien, S.46

zur patriarchal ausgerichteten Gesellschaft zu setzen. Der Bezug auf die Frau sollte ein positiver Gegenentwurf für eine Gesellschaftsutopie sein: Ziel einer emanzipatorischen feministischen Politik sollte fortan nicht mehr eine Angleichung an das ‚männliche‘ System sein, das mit Krieg, Ausbeutung und Entfremdung verbunden wurde, sondern das Betonen sog. ‚weiblicher‘ Qualitäten wie Fürsorge, Friedfertigkeit, Nähe zur Natur¹⁶. Zentrale Forderung eines Differenzfeminismus war der Aufbau eines Frauennetzwerkes, um patriarchalen Strukturen etwas entgegenzusetzen. Die daran geknüpfte Patriarchatsforschung z.B. sollte die bisher ausgeschlossene und abgewertete Geschichte und Erfahrungen der Frauen sichtbar machen: „Wir betonten die Differenz der Geschlechter, um uns sichtbar und hörbar zu machen. Die politisch-soziale Identität, welche die Frauenbewegung und der Feminismus schuf, stützte unsere persönliche Identitätsentwicklung als Frauen; sie förderten die Suche nach einer ‚authentischen weiblichen Identität‘“¹⁷. Der Bezug auf eine natürliche, essentielle Weiblichkeit wurde wiederum seitens Vertreterinnen eines Gleichheitsfeminismus als konservativ kritisiert, würde damit die Andersartigkeit der Frau und so ihre Inferiorität fortgeschrieben. Gemeinsam war beiden Positionen jedoch die Auseinandersetzung mit der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, unterschiedlich waren die Folgerungen für eine feministische Politik und Praxis. Stand bei den

¹⁶ Diese vermeintlichen ‚weiblichen‘ Eigenschaften wurden vor allem im Ökofeminismus und im gynozentrischen Feminismus betont. Zu gynozentrischem Feminismus im Sinne Mary Dalys siehe Meyer, Ursula I. (1997), Einführung in die feministische Philosophie, München, S. 75 ff und Weedon, Chris (1999), Feminism, theory and the politics of difference, Oxford, S. 192ff. Dort zu Ökofeminismus S.46ff

¹⁷ Bilden, Helga (1999), Geschlechtsidentitäten. Angstvolles oder lustvolles Ende der Eindeutigkeit? Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe „Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor“ der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU-Berlin, Nr. 37, S. 5

Gleichheitsfeministinnen eine Integration in die bestehenden männerdominierten gesellschaftlich – politischen Strukturen mittels einer Gleichstellungspolitik im Vordergrund, setzten Differenzfeministinnen auf separatistische Politikformen.

Gemeinsamer Ausgangspunkt war der Bezug auf die sog. *sisterhood*, die vermeintlich gemeinsame Erfahrung aller Frauen einer patriarchalen Unterdrückung. Diese Erfahrung, das Leben im Patriarchat, wurde als zentraler Unterdrückungs- und Ausbeutungsmechanismus betrachtet und als universeller Erfahrungshorizont aller Frauen angenommen. Insofern sollte als politische Praxis der Zusammenschluss und die Solidarität aller Frauen bewirken, die bestehenden patriarchalen Strukturen zu zerschlagen. Diese beschworene *sisterhood*¹⁸ läutete eine Identitätspolitik im Namen *aller* Frauen ein.

Die Reduktion der feministischen Debatte auf die Unterdrückung durch patriarchale Strukturen provozierte eine massive Kritik seitens Schwarzer Frauen (schwarz ist hier als politischer Terminus zur Kennzeichnung der Minderheitenposition und nicht der Hautfarbe verwendet worden) bzw. *women of colour*, Migrantinnen und lesbischer Frauen, die sich durch diesen Feminismus nicht repräsentiert fühlten. Sie kritisierten an der Frauenbewegung eine rassistische und heterosexistische Grundtendenz und sahen sie als Interessensvertretung der weißen westlichen Mittelschichtsfrau. „As Third World women we clearly have a different relationship to racism than white women, but all of us are born into an environment where racism exists. Racism affects all of our lives, but it is only white women who

¹⁸ Dazu Boetcher Joeres, Ruth-Ellen (1994), *Sisterhood? Jede für sich?* in: Feministische Studien 1, S. 10: „Es waren die Feministinnen in den 70er Jahren, die nicht nur tatsächlich weiß und bürgerlich waren, sondern auch immer wieder von der globalen oder wenigstens der allgemeinen ‚Sisterhood‘ gesprochen haben; heutzutage wird das Wort ‚Feministinnen‘ von manchen ‚women of colour‘ als implizite Bezeichnung für eine weiße Gruppe von Frauen gebraucht.“

can 'afford' to remain oblivious to these effects. The rest of us have had it breathing or bleeding down our necks."¹⁹ Das Frauenbild, das die weiße Frauenbewegung geschaffen hatte, der Bezug auf die Frau als scheinbar einzige zentrale Kategorie wurde als ethnozentristisch und ahistorisch kritisiert. Ignorant gegenüber anderen Strukturmerkmalen wie z.B. Klasse, ‚Rasse‘/Ethnie, Religion wurden diese universalistischen Tendenzen als ein Versuch gesehen, „nicht-westliche Kulturen zu kolonisieren und zu vereinnahmen, indem ausgesprochen westliche Konzepte von Unterdrückung vertreten wurden. Diese Konzepte tendierten gleichzeitig dazu, eine ‚Dritte Welt‘ oder einen ‚Orient‘ zu konstruieren, wobei Geschlechter-Unterdrückung subtil als symptomatisch für eine essentielle nicht-westliche Barbarei erklärt wurde.“²⁰

Die Konstruktion dieses gynozentrischen und ethnozentrischen Frauenbildes wurde als Ausdruck der hegemonialen Definitionsmacht weißer Frauen betrachtet. Die westliche weiße Sicht auf die Schwarze ‚Schwester‘ als Opfer der Verhältnisse wurde als paternalistisch empfunden, diskutiert wurde die Mitverantwortung weißer Frauen an rassistischen Gesellschaftsmustern. Ein rein positiver Bezug auf Frauen blendet aus, dass Frauen selbst in gesellschaftliche Macht- und Ausbeutungsverhältnisse verstrickt sind, Täterinnen sein können und von bestehenden Verhältnissen profitieren. Rassistische oder heterosexistische Unterdrückung war für viele Frauen relevanter als die universelle

Patriarchatsthese, und eine Bündnispolitik mit weißen, heterosexuellen Frauen stellte einen erneuten Kolonisierungsversuch dar. Insofern wehrten sie sich gegen die Vereinnahmung: "Although we are feminists and lesbians, we feel solidarity with progressive Black men and do not advocate the fractionalization that white women who are separatists demand. (...) We struggle together with Black men against racism, while we also struggle with Black men about sexism."²¹

So bedeutete jegliche Bündnispolitik ein neuer Kampf um Anerkennung, weil weder die Befreiungs- und Bürgerrechtsbewegungen der Schwarzen, noch die – von weißen Frauen dominierte – Frauenbewegung den komplexen gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnissen gerecht wurden und ihre spezifischen Existenzbedingungen ernsthaft zur Kenntnis nahmen. "Innerhalb der oppositionellen Bewegungen war jeweils eine bestimmte ‚Hierarchie der Unterdrückungsverhältnisse‘ etabliert worden, die als Ausgangspunkt für die Entwicklung politischer Konzepte und Strategien diente. Zugespielt formuliert: die Linke hatte den Kapitalismus, die Black-Power-Bewegung den Rassismus und die Frauenbewegung den Sexismus bzw. das Patriarchat zum ‚Hauptfeind‘ erklärt."²² Die bestehende Vielschichtigkeit der Erfahrungen wurde in der Identitätspolitik der 70/80er Jahre kaum gesehen. Problematisch war die Eindimensionalität und Ausschließlichkeit, in der Unterdrückung begriffen wurde. Denn Frausein, so wurde deutlich, bringt keine feststehende Bedeutung und Lebenspraxis mit sich, sondern bedeutet in jedem Kontext eine andere gesellschaftliche, historische und soziale Einbindung.

¹⁹ Anzaldúa, Gloria/ Moraga, Cherríe (1983) (Hg.), *This Bridge Called My Back: Writings by Radical Women of Colour*, New York, S. 23

²⁰ Müller, Birgit (1998), *Queer handeln!* In *Psychologie und Gesellschaftskritik* 2-3, S. 44. Zur Kritik an einer Konstruktion eines statischen Dritte Welt-Bildes siehe Spivak, Gayatri Chakravorty (1993), *Outside in the teaching machine*, New York, S. 278ff; Ebenso Mohanty, Chandra Talpade (1991), *Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses*, in: Dies./ Russo, Anne/ Torres, Lourdes (Hg.), *Third World women and the politics of feminism*, Indiana, S. 51ff

²¹ Combahee River Collective zitiert nach Maurer, Susanne (1996), *Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung. Feministische Identitätspolitik im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie*, Tübingen, S.79

²² Ebenda, S.78

Inzwischen hat sich die Aufmerksamkeit für Differenzen in der feministischen Debatte durchgesetzt²³. Der Blick liegt nun nicht mehr ausschließlich auf den Differenzen zwischen den Geschlechtern, sondern hat sich verschoben auf die Differenzen innerhalb der Kategorie ‚Frau‘. Die Universalität der Kategorie ‚Frau‘ wurde in Frage gestellt; deutlich wurde in den Auseinandersetzungen über Ausschlussmechanismen innerhalb der Frauenbewegung, dass die Frau nicht allein aus der Kategorie ‚Geschlecht‘ besteht, sondern aus den unterschiedlichsten, auch widersprüchlichen Anteilen. ”But the category ‚women‘ includes within it a variety of other social positions including black/white, lesbian/heterosexual and disabled/able-bodied. Therefore feminist research must involve challenging racism(s), heterosexism(s) and the bias toward woman who are able-bodied and so on, as well as sexism(s). Any individual woman may be the subject of multiple, perhaps contradictory, positions in wider society. Consequently, identity – including feminist identity – is probably best described as plural, fragmented and with a propensity to shift contextually and over time.”²⁴ Es wurde deutlich, dass in dem Repräsentationsmodell²⁵ feministischer Politik und in der Kategorie ‚Frau‘ an sich Macht- und Ausschlussmechanismen

²³ In den USA wurde diese Debatte um Differenzen schon wesentlich früher als in Deutschland geführt. Erst 1990, Heft 27 erschien in ‚beiträge zur feministischen theorie und praxis‘ der Schwerpunkt ”Geteilter Feminismus”, der sich mit rassistischen Tendenzen im deutschen Feminismus beschäftigt.

²⁴ Henwood, Karen L. (1994), Resisting Racism and Sexism, in: Bhavnani, Kum-Kum/ Phoenix, Anne (Hg.), Shifting Identities Shifting Racisms. A Feminism and Psychology Reader, London, S. 33

²⁵ Die Kritik von Repräsentation bezieht sich auf die Vorstellung der Repräsentation als Abbild und Referenz auf etwas Vorgängiges, d.h. Kultur bilde Natur ab und beide seien damit getrennte Kategorien. Diese Infragestellung von Repräsentation als direktes Abbildungsverhältnis hat sich unter anderem aus der Zeichentheorie, dem Poststrukturalismus, entwickelt. Die Vorstellung, Sprache bilde Wirklichkeit ab oder repräsentiere eine dem Zeichensystem vorgängige Natur, wird dabei in Frage gestellt.

wirksam werden und dass diese eine Fortsetzung kolonialer bzw. rassistischer und heterosexistischer Diskurse bedeuten.

”Der Kampf um Definitionsmacht, der Kampf um ‚Identität‘ hat damit eine Seite der Substantialisierung, der potentiellen Totalisierung: Etwas ‚ist‘ (weiblich), ist ‚anders‘ (als männlich), ist ‚so‘ (im Versuch der eindeutigen Bestimmung) und damit ‚nicht anders‘. ‚Identität‘ zielt in ihrer Zuspitzung auf Ausschluß, Leugnung, Abspaltung oder Projektion der Differenz - ob in Bezug auf das ‚Selbst‘, oder in Bezug auf das ‚Andere‘, die/den ‚Anderen‘.”²⁶ Schon im Gedanken der Repräsentation, das heißt auch einer Identitätspolitik für Frauen, steckt ein normatives Moment, denn darin reproduzieren sich Ein- und Ausschlüsse. Die Kritik an diesen Ausschlussmechanismen, die in Form von Vereinheitlichung und Normierung in die Diskurse um Identität und Identitätspolitik eingelassen sind, werden durch das Aufkommen und Aufgreifen poststrukturalistischer Theorien ausgeweitet. ”In this respect, black and lesbian women are closely aligned with advocates of feminist poststructuralism who argue strongly that the category ‚woman‘ must itself be deconstructed.”²⁷

V. (Zusammenfassung/Ausblick)

Rassismus und Sexismus besitzen einige Analogien in der Herstellung der Kategorien ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ und Gemeinsamkeiten in der Legitimation, es gibt aber auch einige Unterschiede. Im Gegensatz zu ethnischen und kulturellen Gruppen können Frauen z.B. nicht als eine natürliche ‚kulturelle Gemeinschaft‘ dargestellt werden. Bei ersteren geht es vielmehr um die kollektiven Unterschiede zwischen Gruppen, darum können auch innerhalb der ‚kulturellen Gemeinschaften‘ jeweils wieder die Geschlechterunterschiede betont werden. Hauptsächlich angestoßen durch die Kritik Schwarzer Frauen, Jüdischer Frauen,

²⁶ Maurer, Susanne (1996), a.a.O., S. 64

²⁷ Henwood, Karen L. (1994), a.a.O., S. 53

Migrantinnen und Women of Colour wurde – in Deutschland erst Ende der 80er/Anf. der 90er Jahre – die Kategorie ‚Rasse‘/Ethnizität in die Analyse miteinbezogen, aber meist in der Form eines additiven Nebeneinanders.

Inzwischen geht es vielmehr darum, die Unterdrückungs- und Konstruktionsmechanismen in ihren Überschneidungen, Überlappungen, Ergänzungen und gegenseitigen Verstärkungen etc. zum Thema zu machen. Eine analoge oder additive Vorstellung von Geschlecht und Ethnizität kann gerade das konfigurative Zusammenwirken beider z. B. in gesellschaftlichen Arbeitsteilungen oder Herrschaftsverhältnissen nicht erfassen. Außerdem wird diese Annahme einer Vorstellung von fragmentierten und dezentrierten Subjekten nicht gerecht, deren persönliche Identität sich innerhalb sozialer, zeitlicher und historischer Kontext bildet, also aus verschiedenen Teilen zusammensetzt: so können einzelne Elemente der Geschlechtsrollen, des ethnischen Hintergrunds oder anderer sozialer Faktoren usw. ausgewählt, kombiniert, hervorgehoben oder aber vermieden werden; es können sich Brüche aber auch neue kulturelle ‚Mischformen‘ (auch ‚GrenzgängerInnen‘ oder ‚Hybride‘) ergeben.

Um Menschen wegen ihrer geschlechtlichen oder ethnischen oder ‚rassischen‘ Gruppenzugehörigkeit zu marginalisieren, zu unterdrücken oder gar auszurotten, werden und wurden oft auch noch andere Legitimationskonstrukte verwendet. Oft ergänzten sich, wie im Falle des europäischen Antisemitismus, christliche, kulturalistische, nationalistische, sexistische und rassistische Legitimationen. Der ‚neue Rassismus‘, auch Neorassismus definiert sich heute eher über Kulturunterschiede, als über die Feststellung der Existenz von biologischen ‚Rassen‘. Der wichtigste Unterschied zwischen dem ‚neuen‘ und dem ‚alten‘ Rassismus ist der, dass keine

höherstehenden ‚Menschenrassen‘ mehr konstruiert werden, sondern dass man davon ausgeht, dass Menschen aus anderen Kulturen sich von uns unterscheiden, eben ‚anders‘ sind. Diesen neuen Rassismus nennt Etienne Balibar „racisme differentialiste“, weil er von der Unterschiedlichkeit und Unveränderlichkeit von Kulturen ausgeht, von einem unveränderlichen und unverrückbaren Bestimmt-Sein der Menschen durch ihren Ursprung.²⁸ Dabei wird ein deutlicher Unterschied gemacht zwischen ‚unserem‘ westlichen Lebensstil und dem Lebensstil der ‚Anderen‘. Unser Lebensstil, die aufgeklärte Kultur des westlichen Abendlandes, zeichnet sich angeblich durch ihre Individualität und Rationalität aus. Dagegen wird am Lebensstil der Fremden vor allem deren kollektive Organisationsform betont.

Wie die Kritiken gezeigt haben, hat sich auch die Position deutscher Feministinnen durch Abgrenzung von der ‚fremden‘ Frau, die noch nicht so emanzipiert ist, definiert und gestärkt. „Die Ausländerin als die ‚Andere‘ wird im Verhältnis zum herrschenden ‚Selbst‘ in der Abgrenzung zu diesem konstituiert bzw. konstruiert. Als Differentes gesetzt wird es entweder im Namen des herrschenden Selbst vereinnahmt, d.h. als Projektions- bzw. Spiegelbild des Selbst geschaffen, oder als das Andere in Beziehung zum Selbst festgeschrieben. Beide Alternativen bieten dem herrschenden Selbst die Verfügung und die Definition über das Andere, über das angeblich Differenten an.“²⁹ Der Objekt-Status der Schwarzen Frau und Migrantin im Feminismus wurde gleichzeitig durch die Nichtwahrnehmung durch die deutsche Frauenbewegung festgeschrieben. Ihre Unsichtbarmachung führte nicht nur zu

²⁸ vgl. Balibar, Etienne/Wasllenstein, Immanuel (1990), Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, Hamburg

²⁹ Encarnación Gutiérrez Rodríguez (1996), Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nicht gleich Frau... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung, in: Fischer/Kampfshoff (Hg.), Kategorie: Geschlecht?, Opladen

einer ahistorischen Kategorie ‚Frau‘, sondern auch zu einer Dekontextualisierung des Geschlechterverhältnisses. Für die Thematisierung von Rassismus waren und sind meist MigrantInnen zuständig, das Thema bleibt ein „Sonderfall“ innerhalb feministischer Forschung. Publikationen, die explizit die Verschränkungen von Sexismus und Rassismus zum Thema machen, erschienen meist unter einem entsprechenden, dieses spezielle Thema hervorhebenden Titel.

Heute wird ‚Andersheit‘ meist positiv gewendet und hervorgehoben. Die Anerkennung und Toleranz ‚der anderen Kultur‘ steht im Vordergrund, wie z.B. im Konzept des Multikulturalismus. Jedoch bietet ein Beharren auf ‚kulturellen Unterschieden‘, ob nun positiv oder negativ besetzt, kaum Möglichkeiten zur Überwindung kultureller oder ethnisch bestimmter Kategorien und Stereotypen, mit denen soziale Gruppen beschrieben und Diskriminierungen legitimiert werden können. Ebenso können sich aus Erfahrungen von Ausgrenzung und Diskriminierung ethnische Bewegungen quasi als Reaktion ergeben, in denen die Berufung auf die eigene Herkunftsnation oder Kultur eine zentrale Rolle spielt. Wichtig ist hierbei, den Kontext zu berücksichtigen: wer spricht von wo aus und zu welchem Zweck. Es ist z.B. zu

unterscheiden, ob es sich um einen bewußt eingesetzten ‚Essentialismus‘ marginalisierter Gruppen im Sinne einer strategischen Identitätspolitik, oder um essentialistische Aussagen und Zuschreibungen von herrschenden Positionen aus handelt.

Analysen, die versuchen der Frage der kulturellen Differenz durch Anerkennung gerecht zu werden, bleiben oft in kulturalistischen Interpretationsmustern stecken. Vor allem bleibt zu beachten, dass das Konzept des Multikulturalismus – trotz aller ‚Anerkennung‘ verschiedener Kulturen - zwar Gleichheit impliziert, jedoch die politischen und rechtlichen Grundlagen für Gleichheit, bspw. gleiche Zugangsrechte zu sozialen Ressourcen und Leistungen, in Deutschland bisher fehlen.

Feminismus muss wieder verstärkt in Bezug zum ‚Außerhalb‘ gedacht werden, weg von einer internen Feminismusdebatte hin zu den ‚externen‘, diskursiven und sozialen Kontexten. Differenzen existieren nicht im luftleeren Raum, sie bezeichnen strukturelle (Macht-) Verhältnisse. Es gilt die eigenen Verwobenheiten der eingenommenen Perspektiven und formulierten Aussagen innerhalb eines übergeordneten, sozialen/ökonomischen, historischen und zeitlichen Raums zu betrachten und die Verflechtungen von Ethnisierungs- und Vergeschlechtlichungsprozessen anzuerkennen.

Subjektivität/en Arbeit/en Alltag Workshopverbund

Wir haben uns zusammengeschlossen, weil wir eine Verbindung unserer Workshops versuchen möchten, um politische, persönliche und natürlich thematische Linien und rote Fäden neu zu verwickeln und zu verstricken. In verschiedener Hinsicht beschäftigen uns Fragen nach der Veränderung, Neu-Entstehung und Regulierung von Subjektivitäten unter Bedingungen des postkolonialen, globalisier/t/en/den Neoliberalismus. Wie Geschlecht und Sexualität Teil dieser Veränderungen sind und in neuen Verhältnissen kapitalistischer Weltvergesellschaftung eine ver-que/e/re Rolle spielen können, fragen wir uns unter folgenden Aspekten:

- queer politics: Möglichkeiten, Grenzen und Anti/Normalisierungsstrategien emanzipatorischer linker Identitätsvorstellungen
- zwischen Arbeit und Tanzen: Subjektivität im Neoliberalismus
- vom Schweigen zum Sprechen: GeschlechterVerhältnisse der Globalisierung
- zwischen Ost und West: Greencard, sexuell arbeiten & Arbeitsmigration
- zwischen Repräsentation und Unsichtbarkeit: Postkolonialismus, oder: queering the queer

Für unser gemeinsames Konzept haben wir eine Zeitstruktur entwickelt, die sich etwas que/e/r zum geplanten Tagesablauf des *cross over*-Treffens verhält: Unsere Workshops sind auf jeweils 2 Stunden angelegt, abends ist jeweils Zeit für übergreifende Diskussionen eingeplant.

Zeitplan

Fr., 19.1.02

11.00 – 12.45 h: **workshop 1**
zwischen norm und anti-NORM:
praxen im politischen alltag
/Katharina Pühl/Heike Raab
/Trixie Schwarzer/Karen
Wagels/Mica Wirtz/

12.45 – 13.15 h: Pause

13.15 – 15.00 h: **workshop 2**

Subjektivität im Neoliberalismus: "Billy Elliott — I will dance"
/Nancy Nüchtern/Peter Wagenknecht/

18.00 – 20.00 h: **workshop 3**

Das strategische Schweigen –
GeschlechterVerhältnisse der
Globalisierung
/Ariane Brensell/

20.00 – 22.00 h: Diskussion des gesamten
Tagesprogramms

Sa., 20.1.02

11.00 h – 12.45 h: **workshop 4**
Reproduktionskonten online banking:
Heterosexualität, Greencard & die Liebe
zur Arbeit
/Pauline Boudry/Brigitta Kuster/Renate
Lorenz/

12.45 – 13.15 h: Pause

13.15 – 15.00 h: **workshop 5**

Queering the queer – Postkoloniale
Perspektiven
/Encarnacion Gutiérrez Rodríguez/

18.00 – 20.00 h

Abschlussdiskussion des gesamten
Workshopverbunds

workshop 1

in diesem workshop wollen wir die grenzen und ausschliessenden politiken in den "eigenen kreisen" thematisieren. ausgangspunkt sind unsere erfahrungen im politischen alltag, in dem antiNORMEN sowohl die räume für die thematisierung von gender/rassismus/politik schaffen, aber auch ihre grenzen ziehen. diese grenzen im politischen agieren zeigen sich um, an und in körpern.

für uns heisst "körper" politisieren, sie im rahmen gesellschaftlich hegemonialer diskurse und bilder zu sehen. "macht" zeigt sich hier in selbstverständlichen sehgewohnheiten und verhaltensmustern: über "körper" werden gesellschaftliche dominanzverhältnisse kommuniziert.

female masculinities/ selbstständige "behinderte"/ selbstbewusste migrantInnen/ schwule männer/ brechen hegemoniale bilder und thematisieren so dominanzverhältnisse (auch) in "der linken szene".

politiken des "lookism" wie z.b. aussehen, körpersprache und verhalten führen zu uniformierung, anpassung und reflexhafter "politischer korrektheit". zum einen werden dadurch geschützte räume im sinne von sicherheit /"gleichgesinnte finden"/ geschaffen; zum anderen funktioniert dieser schutz immer über ausschlüsse. geschützte räume sind wichtig, genauso aber die ständige thematisierung sowohl der räume als auch ihrer grenzen – indem sie durchquert (den bilden wird nicht entsprochen), überschritten

(kooperationen) und ausgehandelt werden. an verschiedenen beispielen wollen wir uns mit der motivation und den auswirkungen von dualismen im politischen handeln (wie z.b. einer einteilung in "gut/böse") auseinandersetzen und die daraus resultierenden

anti/normalisierungsstrategien in den blick nehmen. das augenmerk soll auf die grenzen dieser politik gerichtet werden. wir wollen versuchen, ansatzpunkte für wege aus diesen dilemmata zu finden.

think! criticize!!! and act!!!!!!!

workshop 2

"Always be yourself!"/"Sei immer Du selbst!" – schrieb Billys Mutter ihm, ehe sie starb. Ihr Satz ist Leitmotiv des Films, der zur Zeit eines der letzten grossen Bergarbeiterstreiks in Britannien spielt. Mit dessen Zerschlagung setzte die Thatcher-Regierung eine Wende durch: Sie zog Subventionen ab, brach den Gewerkschaften das Genick, begann eine Umverteilung von unten nach oben und propagierte Verhaltensmuster, nach denen jede/r sein/ihr Glück für sich allein macht (dabei Männer eher als Frauen). An einige Szenen-Beispielen werden die ökonomischen und politischen Umbrüche gezeigt: Merkmale des Kapitalismus in den Industrieländern bis in die 1970er, des Fordismus, sind ebenso erkennbar wie die mit der neuen, neoliberalen Form verbundenen Veränderungen.

Wie wirken diese Umwälzungen ins Innere der Menschen hinein? Welche Persönlichkeitseigenschaften braucht der Neoliberalismus, bringt er aber auch hervor? Was heisst unter diesen Umständen "sei immer Du selbst"? Dieser Appell ist ja zwiespältig. Individualität, Selbstverwirklichung, Freiheiten erhalten ihren Sinn aus dem Kontext, auf den sie sich beziehen. Die Unverwechselbarkeit eines Ich-Selbst, genannt Subjektivität, das ist eine Möglichkeit des Glücks. So wie Billy Elliott glücklich ist, wenn er tanzt. Aber sie passt auch perfekt in die Welt des Konsums, der entsicherten Arbeitsverhältnisse und der kompletten Entsolidarisierung. Was also tun wir, damit unsere Subjektivität nicht käuflich, sondern kämpferisch ist? Wie begreifen und überwinden wir die im Film sichtbaren alten und neuen Stereotypen von Geschlechtern und

Sexualitäten? Wie sollen angesichts der völligen Unterschiedlichkeit von Menschen überhaupt Solidarität und

politische Handlungsfähigkeit wieder entstehen?

workshop 3

Patriarchale GeschlechterVerhältnisse in ihren verschiedenen Ausformungen – Frauenunterwerfung, -ausbeutung, -diskriminierung, rigider Geschlechterdualismus usw. – sind weder Nebenwirkung noch zufällige Begleiterscheinung oder auch nur Auswirkungen der Globalisierung. Vielmehr sind sie eine ihrer zentralen Voraussetzungen. "Der Kapitalismus braucht für seine Reproduktion ein Hinterland, das nicht nach Kapitalgesetzen reguliert ist", schrieb Rosa Luxemburg, und eben dies gilt auch für die kapitalistische/neoliberale Globalisierung: Sie braucht ein Hinterland und das wird systematisch – strukturell und alltäglich – hergestellt.

Das *Schweigen über die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse für die Globalisierung* ist nicht zufällig, sondern ein wichtiges Moment von Herrschaft. Deshalb bezeichnen Feministinnen die herkömmlichen – auch linken – Globalisierungsdiskurse als "narratives of eviction" (als Erzählungen, die etwas zum Verschwinden bringen), weil damit zentrale Momente der neuen Herrschaftsform des neuen globalen Zivilisationsmodells unsichtbar gemacht werden.

Es soll in dem Workshop darum gehen, dem vermeintlich geschlechtsneutralen Globalisierungsdiskurs und einem verkürzenden patriarchalen Blick auf Globalisierung etwas entgegenzusetzen. Das heisst zum einen: die Produktion patriarchaler Geschlechterverhältnisse als ein Moment von Globalisierung zu fassen. Das heisst zum andern: Globalisierung nicht nur als Frage von abstrakten Prozessen und Strukturveränderungen zu analysieren, sondern sichtbar zu machen, wie sich die auf den ersten Blick abstrakten Prozesse globaler Verflechtung ganz

konkret in der Veränderung von Alltagspraxen und Handlungsmöglichkeiten niederschlagen, wie sie Denken, Nahelegungen, Sinngebungen, Selbstverständnisse verändern. Kurz, das heisst: den Alltag und die alltäglichen Erfahrungen als Problematik von Globalisierung sichtbar zu machen. Dies soll an Beispielen zum Zusammenhang zwischen Globalisierung, GeschlechterVerhältnissen und Alltag diskutiert werden. Es soll auch diskutiert werden, ob und wie sich durch einen feministischen und antipatriarchalen Blick Kritikperspektiven erweitern lassen, und ob und wie sich durch einen solchen Blick auf Globalisierung Eingriffs- und Widerstandsstrategien verändern.

workshop 4

Die Greencard bindet Migration an hochbewertete Arbeit. Das setzt sich als eine verschärfte Hierarchisierung der Migrationsformen im geplanten Zuwanderungsgesetz der BRD fort.

Erstes Videomaterial zu einem geplanten Dokumentarfilm soll Diskussionsgrundlage dieses workshops sein: Wir haben Gespräche mit GreencardinhaberInnen bulgarischer Herkunft geführt, einen Arbeitsplatz und ein Zuhause dokumentiert, um eine Einschätzung von Lebens- und Arbeitsbedingungen zu erhalten. Neben den formalen Arbeitsbedingungen wollen wir herausfinden, ob und wie die dort Beschäftigten an ihrem Arbeitsplatz mit Ethnisierung konfrontiert werden oder wie sich Geschlecht und Sexualität im Zuhause des Arbeitsplatzes und bei der Arbeit zu Hause darstellen. Eine Frage ist für uns auch, auf welche Weise die der Computerlogik zugeschriebene Universalität – "Geschlecht, sexuelle Orientierung und Herkunft spielen keine Rolle; wichtig ist, dass du gut bist" - in die gesellschaftliche Bedeutung der Computerarbeit hineinspielt und wie sie

die gegenwärtigen Vorstellungen von Arbeit überhaupt formt.

Umgekehrt schien es uns wichtig, eine Kritik nicht allein an den Bedingungen bulgarischer ArbeitsmigrantInnen hier zu entwickeln, sondern die Geschichte der Arbeitsbedingungen und Geschlechterverhältnisse im Sozialismus, die Geschichte des Kalten Krieges und der Veränderungen der 90er Jahre als Teil des deutsch-bulgarischen Verhältnisses umfassender in den Blick zu bekommen. Daher haben wir auch Gespräche mit IT-Spezialistinnen in Bulgarien geführt und die ungewöhnliche Geschichte der bulgarischen Hard- und Softwareproduktion recherchiert. Im Workshop möchten wir diskutieren, ob und wie sich die Arbeitsmigration im Verhältnis zur Anwerbung der 50er bis 70er Jahre verändert hat und wo eine Kritik an ihren Bedingungen ansetzen könnte.

workshop 5

queering the queer: antirassistische Perspektiven. Anhand von Gedichten Audré Lordes, May Ayims, Crytos' und Gloria Anzalduas werden wir uns einer antirassistischen Perspektive in *queer politics* annähern. Ziel wird sein, unterschiedliche Formen des Sprechens und Tuns zu thematisieren, die in der herrschenden (Gegen-)Öffentlichkeit nicht auftreten. Wie können diese Politiken der Repräsentation verändert werden? Welche Beispiele gibt es dafür? In diesem Zusammenhang werden wir über antirassistische feministische Gruppen und Netzwerke minoritärer Frauen und Queers wie FeMigras, ELISA, AGISRA, MAIZ, LEFOE, LESBERADAS und AK Wi(e)dersprache sprechen.

Das strategische Schweigen – GeschlechterVerhältnisse der Globalisierung

Patriarchale GeschlechterVerhältnisse - in ihren verschiedenen Ausformungen: von Frauenunterwerfung, -ausbeutung, -diskriminierung, dualer Zweigeschlechtlichkeit usw. - sind weder Nebenwirkung noch zufällige Begleiterscheinung oder auch nur Auswirkungen der Globalisierung. Sie sind eine ihrer zentralen Voraussetzungen, denn sie bilden ihr ‚Hinterland‘. ‚Der Kapitalismus braucht für seine Reproduktion ein Hinterland, das nicht nach Kapitalgesetzen reguliert ist‘, schrieb Rosa Luxemburg, und eben dies gilt auch für die kapitalistische/neoliberale Globalisierung: Sie braucht ein Hinterland und das wird systematisch - strukturell und alltäglich - hergestellt.

Auch das Schweigen über die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse für die Globalisierung ist damit nicht zufällig, sondern ein wichtiges Moment von Herrschaft. Feministinnen bezeichnen den herkömmlichen – auch den linken - Globalisierungsdiskurs daher als "narratives of eviction" - als Erzählungen, die etwas zum Verschwinden bringen, - weil damit zentrale Momente der neuen Herrschaftsform des neuen globalen Zivilisationsmodells unsichtbar gemacht werden.

Es soll in dem Workshop darum gehen, dem vermeintlich geschlechtsneutralen Globalisierungs-Diskurs und einem verkürzenden patriarchalen Blick auf Globalisierung etwas entgegenzusetzen. Das heisst zum einen die Produktion patriarchaler Geschlechterverhältnisse als ein Moment von Globalisierung zu fassen. Das heisst zum andern Globalisierung nicht nur als Frage von abstrakten Prozessen und Strukturveränderungen zu analysieren, sondern sichtbar zu machen,

wie sich die auf den ersten Blick abstrakten Prozesse globaler Verflechtung ganz konkret in der Veränderung von Alltagspraxen und Handlungsmöglichkeiten niederschlagen, wie sie Denken, Nahelegungen, Sinngewinnungen, Selbstverständnisse verändern. Kurz, d.h. auch den Alltag und die alltäglichen Erfahrungen als Problematik von Globalisierung sichtbar zu machen. Dies soll an Beispielen zum Zusammenhang zwischen Globalisierung - GeschlechterVerhältnissen - Alltag diskutiert werden. Es soll auch diskutiert werden, ob und wie sich durch einen feministischen und antipatriarchalen Blick Kritikperspektiven erweitern lassen und ob und wie sich durch einen solchen Blick auf Globalisierung auch Eingriffs- und Widerstandsstrategien verändern.

Ein Beispiel gegen das strategische Ver/Schweigen:

Nicht technische Innovation, sondern die Durchsetzung neuer Relevanz- und Dominanzverhältnisse

In dem folgenden Beispiel handelt es sich um ein ganz typisches, ein sozusagen alltägliches und damit auch nicht besonders augenfälliges Beispiel der Globalisierungsdynamik. Es geht um die Übernahme einer lokalen Telefonvermittlung durch einen transnationalen Telefonkonzern. Eine Pressemeldung dazu lautete schlicht: "Der Konzern *Bell* übernimmt die *Midland-Telephon-Operators* und führt technische Innovationen durch"

Doch in diesem Beispiel lässt sich einiges mehr sichtbar machen.

Denn hier findet ein Umstrukturierungsprozess von Arbeit entlang der Interessen eines transnationalen Konzerns statt, der neoliberale Interessen (Effizienz, Profit ...) in Alltag und Lebensweise durchsetzt. Hier zeigt sich auch, wie diese faktisch und praktisch

handlungsrelevant werden, wie sich so auch nachhaltig die Handlungsmöglichkeiten vor Ort verändern, wie so bestimmte Subjekt/Positionen vorherrschend werde, andere hingegen marginalisiert werden und wie diese mit den Geschlechterverhältnissen korrespondieren.

Die kanadische Journalistin, Heather Menzies hat diesen Prozess der Umstrukturierung einer lokalen Telefonvermittlungsstelle in einer Kleinstadt in Kanada durch einen transnationale Telefonkonzern aufgegriffen und feministisch ausgewertet.

In der Telefonvermittlung vor Ort arbeiten hauptsächlich und langjährig Frauen, die ihre Arbeit in einer Weise organisiert haben, dass auch der "lokale Gebrauchswertstandpunkt", d.h. die lokalen Anforderungen in ihr Berücksichtigung findet. D.h. sie orientieren sich in ihrer Arbeit auch an für sie wesentlichen Fragen: Was ist nützlich fürs Gemeinwesen, welche Informationen und Hilfe brauchen die Menschen vor Ort. Sie haben eine anerkannte Stellung im Ort und übernehmen auch wichtige Gemeinwesenaufgaben. So geben sie zum Beispiel Auskunft über lokale Gegebenheiten, benachrichtigen zum Beispiel Angehörige in Notfällen, helfen auch mal älteren verwirrten Menschen u.v.m.

Die Veränderungen, die der transnationale Telefonkonzern vornehmen will, betreffen u.a. die Einführung eines automatisierten System der Anrufweiterleitung. Es zeigt sich, dass sich durch diese Veränderungen die Handlungsmöglichkeiten für die Telefonvermittlerinnen entscheidend verändern. Der Vorgang lässt sich als eine Standpunktverschiebung begreifen, durch die alles aus der Arbeit ausgeschlossen wird, was nicht der unmittelbaren Tätigkeit der Telefonvermittlung zuzuordnen ist und somit vom Standpunkt des Konzerns –

dem Effizienz- und Profitstandpunkt - unwesentlich oder gar hinderlich ist.

Mit den geplanten Neuerungen verändert sich in diesem Fall die Arbeitsorganisation in einer Weise, dass die gewohnten und vom lokalen Standpunkt aus verrichteten Handlungen der Frauen verunmöglicht werden. Alles das, was die Frauen als zentralen und sinnvollen Aspekt ihrer Arbeit betrachteten wurde kurzerhand unmöglich. Die Eingriffs- und Gestaltungsmöglichkeiten nach dem Gebrauchswertaspekt fielen durch die Einführung der automatischen Telefonvermittlung weg: "the system would cut them off from the local telephone users, and the local community would be cut off from them" (Menzies 1996). Dieser 'cut off' von den lokalen Telefonbenutzern, erschien vom Standpunkt der lokalen Anforderungen kaum sinnvoll. Sinnvoll wird er hingegen vom Standpunkt der Effizienz, der Einsparung und Beschleunigung und der zentralen Steuer- und Kontrollmöglichkeiten des transnationalen Telefonkonzerns.

In diesem Beispiel steht der Standpunkt des Lokalen gegen den Standpunkt eines transnationalen Konzerns. Der Standpunkt des Lokalen fällt hier zudem - nicht ganz zufällig - zusammen mit dem Frauenstandpunkt. Vom Standpunkt der Frauen, die die unterschiedlichen Anforderungen in 'ihrem Gemeinwesen' kannten, weil sie sich als Frauen in den real vorhandenen Geschlechterverhältnissen faktisch auch dafür zuständig machten, (und weil sie gesellschaftlich nicht aufgehoben bzw. geregelt waren!) war die Möglichkeit im Sinne der lokalen Anforderungen handeln zu können, Teil der Sinnhaftigkeit ihrer Arbeit. Nicht weil sie das transnationale Kapital bekämpfen wollten, sondern weil sie für diese Seite ihrer Arbeit kämpften, versuchten die Frauen die geplanten Umstrukturierungen zu verhindern.

Welcher Standpunkt sich letztlich durchsetzte, lässt sich unschwer errahnen. Trotz Widerstand und fantasievollem Kampf der Frauen, setzte sich der Konzern mit seinen Umstrukturierungen durch. Damit setzte sich auch eine Logik durch, die die Gebrauchswertseitige Logik der Arbeit und die Verbindung zu den lokalen Anforderungen, nachhaltig ausschloß. Die Durchsetzung technischer Neuerungen vom Standpunkt des transnationalen Konzerns, lässt sich daher auch als Durchsetzung von neuen Relevanzverhältnissen betrachten, in denen sich zum Beispiel das Kräfteverhältnis zwischen Gebrauchswert- und Tauschwertinteressen in der Arbeit, zwischen den Interessen der lokalen Gemeinschaft und des global/transnational agierenden Konzerns nachhaltig verschiebt. Damit sind jedoch die Anforderungen, die vorher vorhanden waren nicht einfach weg, sie sind sozusagen - noch ein Stück weiter - ins 'Hinterland abgedrängt'.

Was lässt sich an diesem Beispiel für die Zusammenhänge von Globalisierung und Geschlechterverhältnisse zeigen?

- Die globale Hegemonie des Neoliberalismus als Durchsetzung von Profitinteressen ergreift auch den Alltag in einer Weise, dass Handlungsmöglichkeiten nachhaltig verändert werden. Damit materialisieren sich Kräfte/Verhältnisse in denen bestimmte Anforderungen schwerer artikulierbar und auch erkannt werden. Etwas, was in der der Regel in herkömmlichen Betrachtungsweisen als "technische Innovation" geschildert wird oder auch als Durchsetzung technischer Neuerungen vom Standpunkt des transnationalen

Konzerns, lässt sich hier als Durchsetzung von neuen Relevanzverhältnissen betrachten, in denen sich zum Beispiel das Kräfteverhältnis zwischen Gebrauchswert- und Tauschwertinteressen, lokalen Interessen einer Gemeinde und Interessen eines global agierenden Konzerns nachhaltig verschiebt.

- Diese Veränderungen bleiben 'uns' nicht äußerlich. Sie erfassen Denk- und Praxisformen und damit die Formen, in denen wir denken und handeln. Damit werden sie Teil unserer Arbeits- und Lebensweise. Sie bestimmen und begrenzen die konkreten Handlungsmöglichkeiten 'vor Ort'.
- Der Kapitalismus braucht für seine Reproduktion ein Hinterland braucht, das nicht nach Kapitalgesetzen geregelt ist (siehe oben) In dieses Hinterland wird alles verbannt, was zwar vom Standpunkt der Verwertungslogik nicht unmittelbar nützlich ist, was aber gleichwohl auch seine Voraussetzung bildet. Vom Standpunkt der hegemonialen transnationalen Konzerne und Akteure wird dieses Hinterland nur dann wichtig, wenn es die Profitlogik stört. Patriarchale Geschlechterverhältnisse - geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen, Zuständigkeiten, Frauenunterwerfung und damit verbundenen Geschlechterstereotypen und -bilder - sind eine Form, in denen die ins Hinterland verdrängten Aufgaben geregelt werden; und zwar so, dass sie nicht zum Störfaktor werden für Profit- und Verwertungsinteressen. Hier und so verknüpfen sich patriarchale und kapitalistische Praxis.
- Solange die Geschlechterverhältnisse als strukturelle Arbeits- und Aufgabenteilung fungieren in der vor

allem Frauen nach wie vor für die in diesem Hinterland anfallenden Aufgaben zuständig (gemacht) werden, lässt sich der 'Frauenstandpunkt' als Standpunkt der Wahrnehmung von spezifischen Interessen der Reproduktion, des Lokalen usw. fassen. In einem nicht-essentialistischen Sinne – d.h. entlang der real-existierenden Praxen und nicht entlang der empirischen Gruppe Frauen - wird der 'Frauenstandpunkt' somit zu einem wichtigen Kritikstandpunkt (vgl. Hennessy 1993). Den Standpunkt der Frauen nicht essentialistisch aufzufassen, sondern als Subjektposition eines kritischen Diskurses könnte eine feministische /antipatriarchale Kritikperspektive begründen, die die Standpunkte stark macht, die in den gängigen Perspektiven auf Globalisierung – die in der Regel dem Standpunkt der hegemonialen Akteure des globalen Kapitals verhaftet sind - unsichtbar werden. Diesen "Frauenstandpunkt" als Erkenntnisstandpunkt einzunehmen, macht es möglich Zusammenhänge aufzeigen und zu skandalisieren die üblicherweise ausgeblendet bleiben: Etwa die zwischen den zerstörerischen Ortseffekte der Globalisierung und somit den Widersprüchen einer *coporate reality*, die sich nur solange als gesellschaftliche Lösung präsentieren kann, solange es weiter gelingt auszublenden, dass sie systematisch auf Gewalt und Zerstörung aufbaut. Das Schweigen über die GeschlechterVerhältnisse ist Teil der ‚Strategie‘.

Das strategische Schweigen über die Geschlechterverhältnisse spielt auch beim aktuellen Krieg gegen Afghanistan eine zentrale Rolle. Frauen und Frauenrechte sind lediglich Verhandlungsmasse. Damit Krieg als Lösung plausibel erscheint, müssen feministische oder antipatriarchale

Standpunkte ausgeblendet werden, gerade auch hierzulande. Denn nur so bleibt auch die Überzeugung richtig, dass der Status Quo der westlichen Länder einfach fortgeschrieben werden kann. (Artikel aus der taz vom 24.12.2001 und der woz der 1. Januarwoche)

Keine Komplizinnen

von Ariane Brensell und Waltraud Schwab

Der Zusammenhang zwischen Krieg und Geschlechterverhältnissen ist komplex. Ihn auf einen Slogan wie "Der Krieg ist männlich" zu reduzieren, verkennt welche Chance in einer Betrachtung der gegenwärtigen politischen Situation unter Einbeziehung der Geschlechterverhältnisse liegt. Damit nämlich eröffnet sich ein kritischer Blick auf den Argumentationskontext, in dem Krieg als einzige Lösung erscheint. Es geht jedoch um Alternativen.

Frauen – darunter Susan Sontag, Arundhati Roy oder Saskia Sassen, die sich nach den Terroranschlägen in New York kritisch zu Wort gemeldet haben, haben die Ereignisse in Zusammenhang gebracht mit der Politik der Wirtschaftsnationen und dem Blutzoll, den diese in den meisten Ländern der Erde fordert. Damit wurden der 11. September und die am 7. Oktober begonnene Militäraktion in Afghanistan jenseits des Kontextes analysiert, in den sie von den Regierungen der Industrieländer, vornehmlich den USA, gestellt wurden. Wer aber den Kontext durchbricht, durchbricht auch den Konsens. Genau an diesem Punkt beginnt für Kriegsdemagogen die kritische Zone. Niemand soll daran zweifeln, dass Krieg Probleme lösen kann. Was dies für eine Gesellschaft heißt, hat Susan Sontag in ihrem Beitrag vom 15.9. auf visionäre Weise pointiert, als sie schrieb: <Lasst nicht zu, dass wir uns gemeinsam der Dummheit ergeben.>

Zivilisation, Barbarei und Frauen

Die USA haben die Attentate auf das Welthandelszentrum und das Pentagon zur Kriegserklärung erklärt. Neben der Definitionsmacht in Bezug auf die Frage <wann Krieg ist> und <gegen wen Krieg

geführt wird>, haben die USA aber ebenso die Legitimationsmacht in Bezug auf die Frage <warum Krieg ist> für sich in Anspruch genommen. Ein leicht nachvollziehbares Szenario, in dem die Definition von der guten Seite, die schlechte impliziert, wird dafür herangezogen, wie die Literaturwissenschaftlerin Marianne Schuller und Volker Kaiser zeigen. Bezogen auf die Terrorakte am 11. September schreiben sie: <Als Angriff gegen die gesamte (westliche) Zivilisation gedeutet, stellt sich unweigerlich die Gegenfigur in Gestalt des Unzivilisierten ein. Als Folge dieser Deutung wird Amerika nicht nur zum Inbegriff der zivilisierten Welt, sondern es ist aufgefordert und legitimiert, den Kampf der Zivilisation gegen die Unzivilisation zu führen>. Zivilisation versus Barbarei - dieser Dualismus macht Krieg als Lösung plausibel. Es gipfelt in der Festschreibung einer kulturellen Überlegenheit des Westens gegenüber dem Islam, wie dies beispielsweise der italienische Regierungschef Berlusconi bei seinem Besuch in Berlin sagte.

Ein Argument, das diesem Dualismus breite Zustimmung nicht nur unter Kriegsbefürwortern sondern auch unter Kriegskeptikerinnen garantiert und das plötzlich ins Spiel gebracht wurde, ist der Umgang mit Frauen in Afghanistan. Die Situation der Afghaninnen, die zu Gefangenen im eigenen Land wurden, wollten Feministinnen bereits zur Weltfrauenkonferenz in Peking 1995 berücksichtigt sehen. Von politischer Seite aber waren die Menschenrechtsverletzungen an Frauen durch die Nordallianz und später die Taliban niemals ein Anlass zum Eingreifen.

Es irritiert, wenn heute nun von Politikern und Kommentatoren auf das Schicksal der Afghaninnen verwiesen wird, um dem Krieg eine menschenrechtliche

Legitimation zu verleihen. Wird zudem berücksichtigt, dass bereits 1990 circa 90% der Opfer jedes Krieges Zivilisten, meist Frauen, Kinder und alte Leute waren, wird dies Argument zur Farce.

Krieg, Alltag und Frauen

Es ist den Verantwortlichen in den USA daran gelegen zu behaupten, dass ihr Krieg ein sauberer Krieg ist, dass in ihrem Krieg nahezu keine Zivilisten ums Leben kommen. Sind Flüchtlinge, die tausendfach an Unterernährung, mangelnder Hygiene, Verletzung durch Minen oder Unterkühlung sterben, keine Kriegesopfer, weil sie nicht direkt im Bombenhagel sterben? Es stellt sich die Frage, ob Krieg nicht da gedacht werden muss, wo er bisher übersehen wurde: Im Alltag.

Alltagspraxis und Lebenssicherung sind Bereiche, die bis heute weltweit geschlechtsspezifisch organisiert sind. Frauen sind nach wie vor für die Reproduktion, die Erziehung, vielfach ebenfalls für die Ernährung und Alltagssicherung der Kinder und Familien zuständig. "Sorgeökonomie" lautet der Fachbegriff der UNO. Eine Frauen-Domäne.

Das alltägliche Überleben zu organisieren hat für Frauen auch im Krieg oberste Priorität. Damit aber orientieren sie sich bereits jenseits der Kriegslogik. Statt Terror und Krieg rücken für sie Verteilung und Gerechtigkeit ins Blickfeld. Hier aber liegt ohnehin viel im Argen. Denn wenn Verteilung nicht nur allgemein, sondern auch geschlechtsspezifisch untersucht wird, pointiert dies die ungerechte Weltordnung zusätzlich. Zwei Drittel der Armut der Welt trifft Frauen. Zwei Drittel der Frauen der Welt sind Analphabetinnen. Zwei Drittel der Arbeit der Welt wird von Frauen geleistet. Mit diesen Zusammenhängen im Blick, werden andere Fragen an die Politik wichtig.

Krieg und Geschlechterhierarchien

Feministische Militärsoziologinnen wie Ruth Seifert haben den Zusammenhang zwischen militärischer Ideologie und der Abwertung von Frauen herausgearbeitet. Dabei spielt die Produktion von geschlechtsspezifischen Stereotypen eine tragende Rolle. Emotionalität ist weiblich, Rationalität ist männlich. Gefühl verliert, Härte siegt. Nur so ist militärische Hierarchie möglich.

Die Schröder-Roth-Parabel macht dies deutlich. Wie Mary Robinson, die UN-Hochkommissarin für Menschenrechte, forderte die Parteichefin der Grünen, Claudia Roth, eine Feuerpause, damit die afghanische Bevölkerung humanitär versorgt werden kann. Von Schröder wurde sie daraufhin als <Heulsuse> verunglimpft. Als Nicht-Militärspezialistin könne sie den Ernst der Lage nicht richtig beurteilen. Während Schröder von den Medien zum Staatsmann erkoren wurde, als er seine Betroffenheit beim Besuch von <Ground Zero> zeigte, wird sie verhöhnt, weil sie vom Flüchtlingselend angerührt ist.

Die Friedensforscherin Astrid Albrecht Heide hat in ihren Arbeiten zum Verhältnis von Militär und Geschlecht gezeigt, dass Militär als <direkter Ausdruck patriarchaler Gewaltverhältnisse> gefasst werden muss. Damit verbunden ist auch eine <Ramboisierung des Alltags>, wie Maria Mies, eine der Pionierinnen der feministischen Bewegung, sagt. Die Situation in Afghanistan ist dafür ein Beispiel. Erst die Kriege der letzten zwei Jahrzehnte im Land – Stellvertreterkriege der Großmächte übrigens – schufen die rigide Geschlechterordnung, die Frauen das Recht auf Bildung, Gesundheit und Selbstversorgung abspricht.

Kriegsgeschäfte – Frauenkörper

Die geschlechtsspezifischen Dimensionen von Krieg sind damit noch nicht ausgeschöpft. Auch der Körper der Frau ist ein Gegenstand. Denn selbst wenn Vergewaltigung von Frauen im Krieg nun am Den Haager Strafgerichtshof als Verbrechen gewertet wird - was auch die Taliban wenig beeindruckt, wie in dem im Fernsehen gezeigten Film <Beneath the Veil> (Zeit der Finsternis) von Saria Shah zu sehen war - wird Sex zum Zwecke der Soldatenbefriedung auf mehrfache Weise auch in Afghanistan eine Rolle spielen. Vergewaltigung ist nur eine Facette. Prostitution eine andere. Die jahrelange Präsenz westlicher Militärs in Indochina zeigt beispielhaft wie in der Region Prostitution und Frauenhandel als lokale Ökonomien etabliert wurden. Die Erträge, die damit erzielt werden, sind beträchtlich, vergleichbar denen im Drogenhandel. Frauen ziehen daraus den geringsten Profit. Auch in Afghanistan wird sich ein solcher Markt herausbilden können. Krieg ist Geschäft. Eins davon ist das mit Frauen.

Widersprüche

Wer die Geschlechterverhältnisse in seine Reflexion über den Krieg einbezieht, weist demnach auf Widersprüche in der Argumentation der westlichen Regierungen hin. Diese aber sollen unaufgedeckt bleiben, da sie dem Image und Selbstbild der westlichen Länder schaden und ihren Sendungsauftrag bloßstellen würden.

Ist damit zu erklären, warum Feministinnen der westlichen Länder, die sich kritisch zum Krieg und zur Politik der USA geäußert haben, gar mit Strafverfolgung rechnen müssen, wie die kanadische Professorin Sunera Thobani oder lächerlich gemacht werden wie beispielsweise die us-amerikanische Schriftstellerin Barbara Kingsolver. <Sämtliche Schimpfwörter, die im Lexikon stehen, wurden mir nachgeschrien>, sagt

sie. <Verräterin, Sünderin, Blauäugige, Liberale, Peacenik, Jammerlappen.> Aber <Alternativen zum Krieg vorzuschlagen, ist mitnichten naiv.>

Ist so auch zu verstehen, dass Abtreibungskliniken in den USA - wie im Boston Globe vom 17.10. zu lesen ist - bereits seit 1998 mit Briefen attackiert werden, die angeblich Anthrax enthalten, ohne dass die Terrorbekämpfer und die Medien davon aufgeschreckt wurden. Die Briefe tragen die Handschrift christlicher Fundamentalisten.

Ist damit ebenso zu begreifen, warum Vertreterinnen der von Pakistan aus agierenden afghanischen Frauenorganisationen "RAWA" oder "Afghan Women Council" - es waren jahrelang die wichtigsten Akteurinnen im Widerstand gegen das Taliban-Regime - bei den Gesprächen um die neue Regierungsbildung in Afghanistan bisher nicht einbezogen sind?

Alternativen

In der ersten Regierung nach der Gleichstellung der Frauen in Afghanistan 1964 waren Frauen in hohen Positionen vertreten. Zwanzig Jahre Krieg haben diese Zeiten des Landes vergessen gemacht. Obwohl auch heute wieder - der New York Times zufolge - afghanische Frauen im pakistanischen Exil dem UN-Sicherheitsrat versichert haben, an einer neuen demokratischen Regierung mitarbeiten zu wollen, brachte sie bisher kein Politiker ins Spiel. Warum nicht? Warum wird an den fundamentalistischen, misogynen Taliban und der Nordallianz als Vertreter einer neuen Regierung festgehalten? Die Vermutung liegt nahe, dass diese Gruppen auch weiterhin als bessere Statthalter der Interessen der westlichen Welt und Pakistans gelten. Warum? <Um den internationalen Konsortien den Zugang zu den Bodenschätzen, darunter riesige, bisher kaum erschlossene Erdgas- und

Erdölreserven, auf afghanischem Gebiet zu sichern>, meint die in Berlin lebende Soziologin und Exil-Afghanin Mariam Notten.

Sicher geht es nicht nur um Öl, denn dies lässt den Terroranschlag unberücksichtigt. Die Bekämpfung des Terrors aber ist ebensowenig alleiniger Grund des Krieges. Dafür wären andere Maßnahmen sinnvoller.

Um Terror und Krieg zu verstehen, muss die globale Weltordnung, in der der Zugang zu Ressourcen und Lebensmöglichkeiten ungleich verteilt sind, in den Mittelpunkt der Kritik rücken. Denn dies schüre den Hass, sagt die marokkanische Feministin und Schriftstellerin Fatema Mernissi. In einem Interview, das am 4.11. im ARD gesendet wurde, berichtet sie von einem Herrn Keller, Vertreter des transnational agierenden, us-amerikanischen Erdölkonzerns UNOCAL. Mr. Keller sei wegen der Pipeline seiner Firma über den Sieg der Taliban 1996 sehr erfreut gewesen, erzählt sie und bezogen auf die gegenwärtige Situation führt sie aus: "Der Angriff, die Gewalt gegen New York bedeuten folgendes: Mr. Keller teilte den Planeten in zwei Hälften. In einen Teil des Planeten, in dem die Frauen geschützt waren, seine Tochter und seine Frau. Geschützt durch Gesetze. Und im anderen Teil des Planeten unterstützte Mr. Keller Kriminelle, die Frauen angriffen und ihre Rechte zerstörten. Für ihn war diese Grenze etwas ganz Natürliches. Jetzt haben uns die Terroristen in einem Blutbad aufgezeigt, dass diese Barriere, die die Welt in zwei Zonen aufteilt, in eine, in der die Gewalt erlaubt, und in eine, in der sie verboten ist, nicht haltbar ist. Das glaube ich, ist die größte Lektion."

Die indische Schriftstellerin Arundhati Roy argumentiert in ihrem Kommentar zum 11.September in ähnlicher Weise, als sie auf die Katastrophe in Bhopal verwies.

Einem ‚Unglück‘ in einer amerikanischen Chemiefabrik in Indien, bei dem 16.000 Menschen starben, ohne dass es Konsequenzen für die verantwortlichen Amerikaner nach sich zog. Der politische Aufschrei der westlichen Welt fehlte ebenso. Warum eigentlich? Weil die Normalität im Westen die Ausnahme ist, in vielen anderen Ländern aber ein Ausnahmezustand?

Die Frage von Außenminister Fischer im Bundestag, wie man den Terrorismus und die Taliban denn stoppen solle, außer mit Krieg, und mit der er suggerierte, dass es zum Krieg keine Alternative gäbe, lässt sich doch beantworten: Durch Offenlegen der geopolitischen, strategischen und ökonomischen Interessen, durch Dialog, durch eine radikale Veränderung und Öffnung der Perspektive, durch die Einbeziehung der Standpunkte von denen, die für das Überleben sorgen, auch unter widrigsten Bedingungen und durch entsprechendes politisches Handeln. In diesem Zusammenhang werden Frauenstandpunkte wichtig, weil Frauen, aufgrund geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen und Zuständigkeiten noch immer mehrheitlich jene Positionen inne haben, die sie am härtesten mit den negativen Konsequenzen der Wirtschafts- und Kriegspolitik konfrontieren.

Damit Krieg als Lösung plausibel erscheint, müssen diese Standpunkte ausgeblendet bleiben. Nur so bleibt auch die Überzeugung richtig, dass der Status Quo der westlichen Länder einfach fortgeschrieben werden kann. Feministische Ökonominen sprechen daher von einem "strategischen Schweigen". Dieses Schweigen ist zu brechen.

Nachsatz

Der italienische Ex-Präsident Cossiga, keine unbescholtene Figur, habe - laut Tagesspiegel vom 4.11. - verlauten lassen,

dass Polygamie im Kampf gegen den Terrorismus nützlich sei. Muslimen sollte die <rechtliche Autorität> über mehrere Ehefrauen gewährt werden, wenn es um <notwendige Zugeständnisse> an die Gegenseite ginge. Deutlicher kann nicht gesagt werden, dass Frauen die Verhandlungsmasse sind, die von westlichen Politikern ohne Reue in die Arena geworfen werden und dass Frauen dazu zu schweigen haben. Auch an der Heimatfront. So benannt aber dürfte es schwieriger werden, Frauen zu Komplizinnen der Kriegspolitik zu machen.

Wir stellen uns queer

Die Queer Theory muss ihren inneren dark continent entdecken, die Kapitalismuskritik. von katharina pühl und nancy wagenknecht

Einige VertreterInnen und viele GegnerInnen von Queer Theories sind sich darin einig, dass diese bisher keine zufriedenstellende Kritik kapitalistischer Verhältnisse bieten. Vielleicht zeigen sich hier die Folgen einer überkommenen disziplinären Arbeitsteilung. Deren Auflösung gehörte zwar schon zum Programm, als Anfang der neunziger Jahre in Nordamerika die ersten Einrichtungen der Queer-Studien gegründet wurden. Doch Untersuchungen über Sexualität waren und sind jenseits der Medizin vor allem in den Kultur- und Geisteswissenschaften zu Hause, und bis heute hat die Mehrzahl der QueertheoretikerInnen dort gelernt.

Doch die mangelnde Verknüpfung queerer mit ökonomiekritischen Überlegungen ist weder zwangsläufig noch akzeptabel. Wenn das queerpolitische Programm die Regulation von und mittels Sexualität ins Zentrum der Kritik stellt, dann muss neben der Heteronormativität und der wechselseitigen Artikulation von Rassismus und Heterosexualität auch das Verhältnis von Kapitalismus und Sexualität thematisiert werden.

Die Einschreibung queerer Perspektiven in die Ökonomie startet nicht am Nullpunkt. Im Feld der Queer-Theorie finden sich zum Beispiel Arbeiten, die unter dem Stichwort pink economy die kapitalistische Konstitution sexueller Minderheiten in den Blick nehmen. So hat der Glasgower Soziologe David Evans untersucht, wie die moralische Regulation durch den Staat zur Entstehung amoralischer Subkultur-Märkte führt, die die Sexualität ihrer Subjekte warenförmig organisieren.

Diese Märkte prägen nach Rosemary Hennessy, die in den USA Critical Cultural Studies lehrt, eine Konsumkultur, in der die kapitalistische und die Begehrensökonomie ineinander greifen. Doch es wäre zu kurz geschlossen, deshalb allein Schwulen und Lesben die kapitalistische Formierung ihrer Sexualität vorzuwerfen. Vielmehr muss die Verfasstheit sexueller Minderheiten als Symptom der jeweiligen Form kapitalistischer Vergesellschaftung gelesen werden. In der Konsequenz ergibt sich daraus die Frage nach der Formierung von Heterosexualität im Kapitalismus.

Heterosexuelle Existenzweisen hatten und haben im Kapitalismus vielfältige und historisch variable Formen. Sie lassen sich nicht allein im Klischee der Kernfamilie mit dem Vater als Lohnarbeiter und der Mutter und Hausfrau als Subsistenzproduzentin abbilden - und auch nicht im modernisierten Klischee der neoliberalen Entfamiliarisierung. Doch sind in der Vielfalt heterosexueller Modelle immer nur bestimmte privilegiert, wie - als Kehrseite der glücklichen Normalfamilie - das Beispiel allein erziehender schwarzer Frauen in den USA, die von Sozialhilfe leben, zeigt.

Die afro-amerikanische Politikwissenschaftlerin Cathy Cohen hat den Diskurs über die so genannten welfare mothers daraufhin untersucht, wie sich die rassistische Regulation in die Produktion von Heteronormativität einschreibt. Nun ist die ökonomische Privilegierung bestimmter Formen von Heterosexualität durch den Staat seit langem ein geläufiges Thema. Darüberhinaus interessiert aber, in welcher Weise diese Privilegierung der ökonomischen Rationalität von Unternehmen entspricht. Die klassische Antwort besteht in der Mitteilung, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sei ein Kernprinzip kapitalistischer Vergesellschaftung. Die Arbeitsteilung ist

aber nicht bipolar, sondern auch entlang rassistischer und sexueller Grenzen hierarchisch strukturiert. Dadurch ist die gesellschaftliche Arbeitskraft in sich mehrfach different konstituiert und weist so unterschiedlich ausbeutbare Eigenschaften auf wie die Freundlichkeit des schwulen Verkäufers und die Rechtlosigkeit der illegal eingewanderten Putzfrau.

Aus den vielfältigen Formen heterosexueller Existenzweisen und Beziehungsformen sind ebenso unterschiedliche emanzipatorische Praxen entstanden. In einigen wird die Verschränkung von Ökonomie und Sexualität direkt thematisiert - etwa in den Kampagnen »Lohn für Hausarbeit«, mit denen Feministinnen seit den siebziger Jahren die unbezahlte emotionale und reproduktive Arbeit von Frauen skandalisieren. Doch in den meisten ökonomischen Kämpfen verschwindet Sexualität - und in gewissem Maß auch Geschlecht - hinter einer als natürlich gesetzten Anordnung.

Erst wenn diese Dimensionen jedoch mitgedacht werden, lassen sich das Potenzial und die Grenzen sozialer Kämpfe einschätzen. Einiges spricht für die These, dass heterosexuelle Männlichkeit in den klassischen Arbeitskämpfen eine zentrale Rolle spielt(e) und ihnen von vornherein eine Tendenz zum Ausschluss und zur Abwertung von Frauen genauso wie die Verwerfung von Homosexualität eingeschrieben war. Unter Frauen scheint die Abwertung von Prostituierten lange Zeit eine ähnlich normative Funktion erfüllt zu haben. Hier könnte auch ein Grund dafür liegen, dass Frauenstreiks die Forderungen der Hurenbewegung nach Anerkennung und sozialer Absicherung ihres Berufs so selten berücksichtigten.

Diese Abwertung erhält jedoch das heterosexuelle Liebesideal als ideologisches Fundament fast aller

Beziehungsmodelle aufrecht und verschleiert damit die ökonomischen Aspekte trauter Zweisamkeit. Dieses Ideal dauerhafter heterosexueller Paarbeziehungen nimmt in der gesellschaftlichen Regulation eine zentrale Position ein. Das zeigt sich an seiner ökonomischen Privilegierung ebenso wie am heftigen Widerstand gegen alle Versuche seiner Modernisierung, selbst wenn diese so harmlos daherkommen wie die Homo-Ehe.

Der Kapitalismus bringt Heterosexualität nicht nur in spezifischen Formen hervor, sondern ist in allen von Judith Butler bezeichneten Aspekten selbst als heterosexuelle Matrix organisiert: hierarchische Anordnung der Geschlechter, Zwang zur kohärenten geschlechtlichen Selbstdefinition und -darstellung, Heterosexualisierung des Begehrens, das im Konsum vermarktet wird. Da Butler jedoch die Verknüpfung ihrer Theorie mit politisch-ökonomischen Überlegungen nicht leistet, wird die Matrix leicht auf ein Zuweisungssystem für differente kulturelle Positionen reduziert.

Verstehen wir aber Geschlechterverhältnisse und Sexualität als ein Feld, auf dem sich die ökonomische Regulierung des Lebens vollzieht, dann offenbart der queere Blick auf die heterosexuelle Matrix jene Mechanismen von Einschluss, Ausschluss und Verwerfung, von Entmächtigung und Ermächtigung, die Ausbeutungsverhältnisse etablieren und aufrecht erhalten. Oder anders gesagt: die Produktion von geschlechtlicher, rassistischer und sexueller Differenz ist Voraussetzung und Teil der Verteilung ungleicher Positionen im Gefüge gesellschaftlicher Produktionsformen.

Für das Projekt einer queeren Ökonomiekritik ist eine Auseinandersetzung über ihre wichtigsten Begriffe notwendig, beginnend mit dem

Begriff Ökonomie. Die hermetische Strenge der marxistischen Konzeption ist bekannt, ihre Auslassungen wurden vielfach feministisch kritisiert und vor allem um ein anderes Verständnis von Produktion erweitert. Das Konzept der Begehrensökonomie, wie sie Gilles Deleuze und Félix Guattari kapitalismuskritisch gegen die Psychoanalyse und ihre Normalisierungstendenzen entworfen haben, versucht, das Zusammenspiel psychischer, geistiger, körperlicher und ökonomischer Mechanismen zu fassen.

Allerdings wurde feministische Ökonomiekritik in der Queer-Theorie nur zum Teil rezipiert. Und statt der poststrukturalistischen dominiert eine von Lacan strukturalistisch und sprachtheoretisch entwickelte Vorstellung von Begehrensökonomie, deren kapitalismusaffirmative Verwendung in der Queer-Theorie Hennessy mit Nachdruck kritisiert hat. Sinnvoll wäre jedoch ein Begehrensbegriff, der von Deleuze und Guattari ausgeht und Begehren als a-subjektiven Motor von Geschichtlichkeit und Gesellschaftlichkeit theoretisiert.

Als »sexuelle Arbeit« bezeichnen die Berliner Feministinnen Pauline Boudry, Brigitta Kuster und Renate Lorenz Produktion und Repräsentation eines kohärenten Geschlechts und einer bestimmten Sexualität, die Teil von Arbeitsprozessen sind. Mit diesem Begriff lässt sich die Diskriminierung von Transsexuellen und Transgender-Personen auf dem Arbeitsmarkt ebenso untersuchen wie die Privilegierung gewisser sexueller Ausdrucksstile in Subkultur-Ökonomien; das Lächeln einer Stewardess ebenso wie die heterosexistische Arbeitsanordnung in lateinamerikanischen Maquiladoras.

Die Herstellung und Darstellung geschlechtlicher und sexueller Kohärenz im Arbeitsprozess ist für Unternehmen

funktional: Sie sichert eine hierarchische Anordnung der Arbeitskräfte, gehört aber bei Dienstleistungen auch zum verkauften Produkt. Zugleich trifft der Zwang, sexuelle Arbeit zu leisten, auf das Begehren des Subjekts, in einem kohärenten Geschlecht mit erzählbarer Sexualität zu existieren und wahrgenommen zu werden.

Das Aufdecken der Zusammenhänge zwischen Sexualität und Ökonomie macht diese politisierbar. Queer-Theorie kann also für antikapitalistische Politik einiges an Begriffen, Konzepten und Analysen bereitstellen. Zugleich wird sie ihrer Strategie, die Regulation von und mittels Sexualität zu untersuchen, nur gerecht, wenn sie die kapitalistische Formierung von Sexualität und ihre Einschreibung in die Ökonomie stärker als bisher untersucht. Widersprüche innerhalb queerer Communities treten zutage, und zugleich werden neue Koalitionen zwischen Marginalisierten möglich. Falls queer ein politisches Anliegen hat, dann dieses.

Workshop: Bram Stoker's 'Dracula'.

Crazy horse, Bremen

Ideengeschichtlicher Horrortrip durchs 19. Jhd. (mit Filmbeispielen). Fr. 18. 1. 2002, 24.00 Uhr

Im Prinzip würde es reichen sich während der Konferenz ausschließlich mit dem 1897 in England erschienenen Vampirklassiker 'Dracula' von Bram Stoker zu beschäftigen. Es sind alle nur erdenklichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse enthalten, die die bzw. der gemeine Linke im allgemeinen scharf bekämpft. Die Beschäftigung lohnt sich also. So z.B. mit dem eurozentristischen Abfeiern des Aufstiegs der weißen, männlichen bürgerlichen Klasse, mit sexistischen Männer- und Frauenbildern, mit offenem Antisemitismus und der unverholenen Diffamierung von Sinti und Roma, mit patriarchalen Sexualitäts- und Körperbildern (beispielsweise dem männlichen Kampf gegen die menstruierende Frau) und noch vielem mehr.

Neben all diesen Wiederlichkeiten bietet die Beschäftigung aber auch noch eine Menge anderer interessanter Aspekte, wie z.B. die Frage nach der kulturgeschichtlichen Bedeutung des Vampirmotivs, welches sich weltweit relativ großer Beliebtheit erfreut, der Frage ob es Vampire gibt oder nicht, wie sie bekämpft werden können, welche Anziehungskraft sie auf gewöhnliche Sterbliche ausüben, wie sich Vampire in der cineastischen Welt so machen und noch so manch anderer kleiner Kopfrocker-Kostbarkeiten (z.B.: "wer hat Recht? Foucault oder die Psychoanalyse?"). Hierbei soll aber auch das einstmalige oder immer noch währende Gruseln seinen mehr als legitimen Platz haben. Und natürlich Spaß nicht zu vergessen (strengt euch an).

In diesem Sinne auf ein blutiges Zusammentreffen zur Geisterstunde.

,5 antirassistisches grenzcamp in thüringen.
vom weissen antirassismus zur trans-identitären organisierung?!‘

geplant ist ein kurzer input dazu, wie auf den bisherigen grenzcamps die kooperation zwischen refugees, migrantinnen, people of colour...sowie weissen, deutschen, non-refugees...ausgesehen hat. ansonsten planen wir ein grosses brainstorming, in welchem wir gucken wollen, was trans-identitäre organisierung bezüglich des nächsten grenzcamps konkret und praktisch heisst. wichtige stichworte diesbezüglich dürften sein:

- orgastruktur (infozelt, vokü, presse...)
- kommunikation (plena, deliplenum, sprache(n), moderation...)
- aktionen (inhaltliche ausrichtung, konfrontationslevel...)-
- inhaltliche diskussionen auf dem camp (ag's, schwerpunkte...)

eingeladen sind alle, insbesondere die, die planen, bei der grenzcamp-vorbereitung mitzumachen.

vorbereitet wird das ganze bislang von 5 leuten aus bremen und berlin. the voice sowie die flüchtlingsini brandenburg sind angefragt, ob sie ebenfalls mitmachen.

Koloniale Bilderwelt und Subjekt

Oder: whiteness, blackness & gender: Zur Verschränkung von Rassismus und Sexismus

Vom 17. - 20. Januar 2002 findet in Bremen die 1. cross-over-conference statt – mit dem Untertitel: *Machtnetze attackieren!* Ziel dieser conference ist es, gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse auf ihre jeweiligen *Verzahntheiten* hin abzuklopfen, also mit einem Anspruch ernst zu machen, welcher zwar regelmässig formuliert, viel zu selten jedoch umgesetzt wird. Konkret heisst das: Geplant sind ausschliesslich workshops, die 2 oder mehr Herrschaftsverhältnisse miteinander verknüpfen, wie z.B. Heterosexismus und Kapitalismus oder Sexismus und Antisemitismus. In diesem Sinne soll im Folgenden anhand eines konkreten Verknüpfungsbeispielen veranschaulicht werden, worin denn theoretischer wie praktischer Nutzen eines solchen Vorgehens besteht.

Vorspiel: Kolonialer GAU auf dem 3. + 4. antirassistischen Grenzcamp

Wir für uns sind zu der Schlußfolgerung gekommen, dass es besser ist, auf dem Camp keine weißen Frauen anzusprechen, laufen wir doch andernfalls Gefahr, einmal mehr Sexismusvorwürfen ausgesetzt zu sein.' So in etwa lautete die Einschätzung zweier Männer von The Voice Africa Forum bzw. der Flüchtlingsinitiative Brandenburg, formuliert während einer überwiegend konstruktiven Sexismus-Rassismus-Diskussion, welche in den letzten 3-4 Stunden des ansonsten über weite Strecken grotesk verlaufenen Abschlußplenums auf dem diesjährigen antirassistischen Grenzcamp in Frankfurt/Main erfolgt ist.

Hintergrund dieser fast schon, wie es schien, nüchtern-abgeklärt vorgetragenen Einschätzung sind weniger direkte Vorkommnisse auf dem Camp selbst

gewesen, als vielmehr zahlreiche, mitunter nervenaufreibende Sexismusdiskussionen, die VertreterInnen von The Voice, der Flüchtlingsinitiative Brandenburg und anderer MigrantInnenorganisationen in den letzten 2-3 Jahren permanent geführt haben – auch und nicht zuletzt im Streit mit (deutschen) Weißen. Einer der diesbezüglich unrühmlichen Höhepunkte ist sicherlich das letztjährige Grenzcamp in Forst gewesen. Damals erreichte die Campöffentlichkeit eine von einigen TeilnehmerInnen eines Weimarer Antifacamps verfaßte e-mail: in dieser ist einerseits von einem sexistischen Übergriff die Rede, welcher seitens eines von The Voice für das Antifa-Camp mobilisierten Mannes begangen wurde; andererseits wird hieraus Weitreichendes geschlußfolgert: "Wir fordern von 'The Voice' nicht nur eine Stellungnahme, sondern dass sie innerhalb ihrer Gruppe und ihrem Umfeld eine Auseinandersetzung mit sexistischem Verhalten führen. Zudem fordern wir sie auf, dafür zu sorgen, dass solche Übergriffe in Zukunft unmöglich werden, um auch in Zukunft gemeinsam gegen den rassistischen Staat und die rassistische Bevölkerung agieren zu können."

Diese direkt an The Voice gerichteten Forderungen hatten auf dem Camp erbitterte Debatten zur Folge, insbesondere, weil sich Vertreter von The Voice verletzt wie besorgt darüber zeigten, dass die in der e-mail indirekt an ihnen geübte Kritik zur Zerstörung von The Voice führen könnte, ja, dies möglicherweise auch beabsichtigen würde. In einer von der großen Mehrheit der Camp TeilnehmerInnen getragenen, nicht aber als offizielle Campresolution verabschiedeten Stellungnahme wurden die mehrtägigen Campdebatten schließlich in zweierlei Richtung resümiert: nicht nur wird der sexistische Übergriff auf dem Antifa-Camp verurteilt und außerdem auf die etwaigen Folgen derartiger Übergriffe hingewiesen, nein, auch die e-mail aus Weimar wird harsch angegangen: Indem nämlich der Sexismus eines Einzelnen, und

zwar eines einzelnen schwarzen Mannes markiert wird (nicht aber sexistische Verhältnisse im allgemeinen Markierung erfahren), und indem zweitens The Voice eine besondere Verantwortlichkeit hinsichtlich der Vermeidung sexistischer Übergriffe zugesprochen wird (nicht aber alle Männer in die antisexistische Pflicht genommen werden), erwecken die VerfasserInnen der Weimarer e-mail den Eindruck – ob gewollt oder nicht –, Sexismus sei ein Spezialproblem schwarzer bzw. migrantischer Männer. Das aber kommt einer rassistischen Ethnisierung des Problems gleich! Desweiteren wird kritisiert, dass in der Weimarer e-mail die entschlossene Bekämpfung sexistischer Verhältnisse zur Voraussetzung gemeinsamer antirassistischer Kämpfe erklärt wird. Denn das ist nichts anderes als ein Herrschaftsverhältnis gegen ein anderes auszuspielen, ein Verfahren, das zwangsläufig im Selbstwiderspruch endet, wie ja die Auseinandersetzungen auf dem Camp gezeigt haben.

Zurück zum Frankfurter Camp: Läßt mensch die letztjährigen und andere, ähnlich gestrickte Debattenerfahrungen rund um Sexismus und Rassismus Revue passieren, dürfte um einiges verständlicher werden, weshalb die beiden Männer von The Voice bzw. der Flüchtlingsinitiative Brandenburg zu ihrer eingangs zitierten Einschätzung gekommen sind. Und trotzdem: Mensch sollte sich hiermit auf gar keinen Fall zufrieden geben. Denn die in jener Einschätzung artikulierte Befürchtung: ‚Wir als schwarze Männer laufen Gefahr, seitens Weißer des Sexismus‘ geziehen zu werden‘ ist mehr, sie ist die Wiederkehr eines der elementarsten Kolonial-Klassiker überhaupt, eines Klassikers, in dem Sexismus und Rassismus ununterscheidbar ineinandergreifen: Ob im kolonialen Alltag, ob in den tausendfachen Lynchmorden in der US-Post-Sklaverei-Ära oder ob 1992 beim rassistischen Mob vor einem Flüchtlingsheim in Mannheim-

Schönau, egal wo und wann, stets zirkulierten die kolonialen Bilderwelten, stets waren und sind die sexistisch-rassistischen Repräsentationsregime am Werk, wonach es der schwarze Mann ist – hypersexuell, gierig und gewalttätig –, vor dessen räuberischem Zugriff die weiße Frau – achtbar, schwach und asexuell – in Schutz zu nehmen ist, und zwar durch den weißen Mann, seinerseits vernünftig, stark und diszipliniert, während umgekehrt die schwarze Frau immer schon die moralisch Gefallene ist – animalisch, lasziv und bizarr –, dem männlich-weißen Verlangen grundsätzlich ausgeliefert, ja dienstbar.

Diesen kolonialen Subtext einmal vor Augen geführt, wird indes offenbar, weshalb es ein politischer Super-GAU ist, artikulieren schwarze Männer auf einem überwiegend von weißen West-EuropäerInnen besuchten Grenzcamp die Befürchtung, sie könnten – in ihrer Eigenschaft als Schwarze – als Sexisten gebrandmarkt werden. Und daran ändert auch der Umstand nichts, dass die allermeisten Männer auf die eine oder andere Weise sehr wohl Sexisten sind. Denn in einer Gesellschaft, in welcher die verschiedensten Herrschaftsverhältnisse immer schon ineinandergreifen, in welcher die Menschen in Eins vergeschlechtlicht, ethnisiert, zu Angehörigen bestimmter Klassen etc. gemacht werden, ist jeder Sexismusvorwurf immer schon ethnisch aufgeladen bzw. durchkreuzt, ganz gleich, ob es um weiße, schwarze oder anderer Sexisten geht, ganz gleich ob diese sozial Deklassierte, konservative Bürger oder Angehörige welcher Klasse auch immer sind. Konkret heißt dies: Dass auf dem Frankfurter Grenzcamp (bestimmte) schwarze Männer es vorgezogen haben, weiße Frauen nicht oder nur defensiv anzusprechen, das ist einzig dem Umstand geschuldet, dass die gesellschaftlich grundlegenden Herrschaftsverhältnisse samt ihrer diskursiv fundierten Repräsentationsregime auch in Frankfurt intakt gewesen sind; ein Umstand, der

sicherlich nicht überrascht und dennoch lohnt, verstanden zu sein.

Kurz, wer nachvollziehen möchte, wie es zu besagtem Race-Gender-Super-GAU gekommen ist, die bzw. der muß einer ganzen Reihe grundlegender Fragen nachgehen, Fragen wie z.B.: Was heißt blackness, was whiteness, was heißt, dass Schwarzsein bzw. Weißsein historisch-kulturell produzierte Identitäten sind – so wie gender ja auch –, wie entstehen diese Identitäten, warum ist whiteness auf blackness angewiesen, was sind phantastisch-projektive Zuschreibungen (zwischen Lust, Begehren und Angst), wie und weshalb werden Zuschreibungen verinnerlicht und folglich Realität, wie verschränken sich blackness, whiteness und gender (sowie andere Herrschaftsverhältnisse), was meint schwarze, phallogozentrische Hypermaskulinität, was weiße männliche Vorherrschaft (supremacy), inwieweit sind blackness und whiteness reduktionistische und deshalb ausdifferenzierende Polarisierungen (hinsichtlich asiatischer, arabischer, osteuropäischer... Identitäten) etc. etc... ?

Freilich, dies sind eine Unzahl Fragen, auf die sorgfältig einzugehen noch nur sehr eingeschränkt möglich ist. Insofern mögen die jetzt noch ausstehenden Anmerkungen in 1. Linie als Streiflichter verstanden werden; als Streiflichter, deren Zweck es ist, anzudeuten, was passiert, sobald Rassismus nicht nur in einigen seiner Tiefendimensionen ausgeleuchtet wird (aus denen ihrerseits wiederum staatlicher Rassismus, Handlungen des rassistischen Mobs etc. hervorgehen), sondern auch Querverbindungen geschaffen werden, insbesondere zu Sexismus und Heterosexismus.

blackness & whiteness: Zwischen Konstruktion und geronnener Realität

So wie der Gender-Terminus auf das heterosexistische System patriarchaler Zweigeschlechtlichkeit abzielt, lenkt das

begriffliche Doppel blackness & whiteness die Aufmerksamkeit darauf, dass in westlichen Gesellschaften eine Vielzahl ethnischer, aus Prozessen der Fremd- und Selbstethnisierung hervorgegangener Identitäten existieren - nicht zuletzt die des Schwarzseins und Weißseins, um welche es jetzt gehen soll.

Analytischer Fluchtpunkt des blackness & whiteness-Konzeptes ist, dass Schwarzsein und Weißsein in keiner Form so etwas wie ein natürlicher Kern innewohnt, ganz ähnlich, wie sich ja auch die Rede natürlich gegebener, d.h. biologischer Geschlechtskörper als diskursiv produzierter Trugschluß erwiesen hat. Vielmehr ist festzuhalten, dass im Zuge historischer Prozesse (d.h. durch Kolonialismus und Sklaverei, durch Herausbildung kapitalistisch-patriarchaler Nationalstaaten, durch Apartheid und rassistische Diskriminierung, etc.) Hautfarbe und andere, ebenfalls physische Merkmale als vorgeblich bedeutsame Differenzierungskriterien nicht nur konstruiert, sondern auch markiert wurden, und dass es auf dieser Grundlage – unter Rückgriff auf weitere, tatsächliche wie zugeschriebene Merkmale und Eigenschaften – zur Bildung verschiedener, u.a. weißer und schwarzer ethnischer Identitäten gekommen ist. *Warum* das so gewesen ist, d.h. welche Rolle solcherart ethnischer Identitäten gespielt haben bzw. spielen, z.B. bei der Herausbildung kapitalistisch-patriarchaler Nationalstaaten, darauf geht das blackness & whiteness-Konzept nur z.T. ein, ein Umstand, der nicht weiter ins Gewicht fällt, würde doch allein der Versuch einer diesbezüglichen Thematisierung den Rahmen des vorliegenden Artikels sprengen. Blackness & whiteness interessieren sich stattdessen für das *Wie*, also dafür, vermittels welcher, auch zirkulär verlaufenden Mechanismen ethnische Identitäten kreiert werden. Im Kern des Konzeptes steht folglich die Beschäftigung mit dem (auch aus Gender-Debatten bekannten) Sachverhalt, wonach zwar races bzw. Ethnizitäten nichts

Natürliches sind, dafür jedoch Effekte, d.h. reale End- und Ausgangspunkte sozial regulierter Konstruktionsmechanismen. Oder anders: So wie races bzw. ethnische Identitäten keine bewußtseinstrübenden Hirngespinnste sind, also Schwarzsein und Weißsein als *real geronnene* Identitäten durchaus existieren (verstanden als je spezifische, immer auch körperliche Weisen des Denkens, Fühlens und Handelns), so gilt umgekehrt gleichfalls, dass der Umstand, permanent sich vollziehender *Konstruktionsmechanismen* nicht aus den Augen geraten darf.

Konkret: Besagte Konstruktionsmechanismen zu begreifen, erfordert einerseits die Beschäftigung mit realer, sei es rassistischer Diskriminierung, sei es rassistischer Privilegierung – wobei klar sein dürfte, dass beide, Privilegierung wie Diskriminierung, je nach Klassen-, Geschlechts- etc. Zugehörigkeit nicht nur unterschiedlich ausfallen, sondern auch unterschiedliche Effekte nach sich ziehen können. Andererseits gilt es – im direkten Gegenzug –, die diskursiv fundierten Repräsentationsregime auszuleuchten, also jene Bilderspeicher, in denen das Material versammelt ist, aus dessen Bestandteilen schwarze, weiße und andere Identitäten konstruiert werden; Material, welches sich der diskursiven Sphäre verdankt, d.h. welches sich aus visuellen Bildern (in Filmen und Printmedien, in der Werbung, etc.), aus Werten und Normen, aus sprachlichen und schriftlichen Äußerungen jeder Art, aus Musik etc. zusammensetzt. Die innerhalb der herrschenden Repräsentationsregime entworfenen Bilder von Schwarzsein und Weißsein sind direkt aufeinander bezogen, mehr noch: das Prinzip des negativen Spiegelbildes eint sie: das, was die einen nicht haben, zeichnet die anderen aus – und umgekehrt. Ausbalanciert geht das allerdings nicht zu. Es dominiert der koloniale Blick, die Bilder sind von einem weißen Standpunkt aus konstruiert, und das gilt selbst für einen erheblichen Teil des von Schwarzen stammenden Bildermaterials.

Praktisch werden die Bilder von Schwarzsein und Weißsein (und somit rassistischer Differenz) mittels einer Vielzahl gegensätzlich strukturierter Begriffspaare entworfen (Begriffspaare, welche ihrerseits das Rückrad der diskursiven Sphäre, also auch der herrschenden Repräsentationsregime bilden): Demnach sind es die erwachsenen Weißen, welche sich durch Arbeit, Geist und Disziplin auszeichnen, welche aktiv und fleißig – die Dinge gerade und feste im Blick – Kultur, Moral und Zivilisation erschaffen, immer im Hellen und Sichtbaren, stets trocken, gemäßigt und sauber. Demgegenüber sind die Schwarzen infantil, ganz Körper, Gefühl und Müßiggang; sie sind passiv, lasterhaft und weich, der feuchten und dunklen Natur nahe, ohne Geschichte und Kultur, versunken in wilder Barbarei, schmutzig, faul und aggressiv.

Das aber ist nicht alles, ist doch der Gegensatz zwischen Schwarzsein und Weißsein ein durchkreuzter; durchkreuzt nicht zuletzt vom System patriarchaler Zweigeschlechtlichkeit, was v.a. deshalb pikant ist, weil die Bilder von Frauen und Männern (und somit sexistischer Differenz) mittels genau derselben Begriffspaare entworfen werden wie die zwischen Schwarzsein und Weißsein, wobei Frauen die schwarze und Männer die weiße Position innehaben. Diese Kreuzung zweier Herrschaftsverhältnisse hat zur Konsequenz, dass es in der Gesamtbilanz nur einen Herrn gibt: den durchsetzungsstarken, überlegenen und stets wohltemperierten weißen Mann (white male supremacy). Die weiße Frau ist demgegenüber nur eingeschränkte Herrin: Sie steht zwar auf der Seite zivilisierter Kultur, ist gleichzeitig jedoch irritabel, sie ist weich, ist von Gefühlen bestimmt, ihre Grenzen sind unscharf, ja fließend. Das macht sie anfällig, läßt sie zur Seite des Natürlichen, des Schwarzseins neigen; Schutz hiervoor ist nur seitens des weißen Mannes möglich. Auf der anderen Seite des Ufers stehen

schließlich die schwarze Frau, der schwarze Mann. Wichtigste Differenz unter ihnen ist, dass der schwarze Mann, ausgestattet mit einem riesigen Penis, sinnvergessen, ungezügelt und gefährlich ist, während die schwarze Frau hin- und herpendelt zwischen sexuell aufgeladener Animalität und fürsorglicher Mutter-Position.

Die entscheidende Frage ist nunmehr, in welchem Verhältnis die in den herrschenden Repräsentationsregimen entworfenen Bilderwelten zum *tatsächlichen* Schwarzsein bzw. zum *tatsächlichen* Weißsein stehen. Denn die Tatsache, dass die Subjekte durch diese Bilderwelten hervorgebracht, d.h. in's Leben gerufen werden (immer im Zusammenspiel mit realen Existenzbedingungen, so wie sie sich aus den jeweiligen Klassen-, Geschlechts-, Ethnizitäts-, etc. positionen ergeben), heißt ja noch lange nicht, dass dies in einem 1:1-Verhältnis erfolgen würde. Indes: So zentral diese Frage ist, ihre wie auch immer knappe Beantwortung ist unmöglich. Ich möchte es deshalb einmal mehr mit Andeutungen versuchen.

Gespaltenes Weissein: Zwischen kontrollierter Rationalität und verdrängter Lust

Ich beginne mit Weißsein (nicht ohne darauf hinzuweisen, dass Weißsein seinerseits je nach Klasse, Geschlecht etc. zerklüftet ist): Natürlich ist reales Weißsein mehr als Arbeit, Geist und Disziplin. Denn so sehr die Repräsentationsregime es vorgaukeln (und so recht es weißer Identität wäre), Begehren, Gefühle und Impulse, kurz Körper bzw. Körperlichkeit, alles das kann verdrängt, kann moduliert bzw. in sozial regulierte Bahnen gelenkt, nicht aber aufgehoben, d.h. aus der Welt geschafft werden. Oder anders: Die Subjekte sind zwar das Produkt sozial regulierter Konstruktionsmechanismen, allein: das, was da konstruiert wird, ist keine

Schaffung aus dem Nichts; ersteinmal, d.h. anfangs seines Lebens ist der Mensch ein vitales Bündel körperlich-affektiver Bedürfnisse, Impulse und Energien, nicht mehr und nicht weniger! Und weil das so ist, ist Subjektwerdung (in kapitalistisch-patriarchalen Nationalstaaten) ein prinzipiell schmerzhafter Prozeß. Oder in den Worten zweier Altmeister: "Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt." (Adorno/Horkheimer)

Dies vor Augen geführt erschließt sich auch die eigentliche Bedeutung des negativen Spiegelbildes: So wie innerhalb patriarchaler Logiken Frauen das Verdrängte verkörpern (gefährlich-süß wie es ist...), so sind Schwarze innerhalb rassistischer Logiken StatthalterInnen des Abgespaltenen, verkörpern aus weißer Sicht das, was faszinierend und begehrenswert ist, was Lust macht, aber auch Angst, was mit Haß und Ekel verfolgt wird; denn das Abgespaltene ist verführerisch wie gefährlich, droht es doch die eigene Kontrolliertheit zu sprengen: die mühsam errichtete Heterosexualität, ja Geschlechtlichkeit überhaupt, die Selbstdiszipliniertheit zum Zwecke der Lohnarbeit etc.. Mit anderen Worten: Wer die weiße Ambivalenz, ihre Bereitschaft zur konsumistisch-lustvollen Einverleibung schwarzer Kultur (incl. fetischistischer Verherrlichung glänzend-schwarzer Haut) verstehen möchte, bei gleichzeitiger Nicht-Problematisierung eigener Weißheit, der bzw. die sei auf die Gespaltenheit weißer Identität verwiesen, also darauf, dass das weiße Subjekt in seinem Innersten kontrollierte Rationalität zu sein wünscht, und dennoch seinem Körper nicht zu entfliehen vermag, mit der Konsequenz, immer wieder ängstlich-lustvoll auf das durch blackness Verkörperte zuzutaumeln.

Allein: Das weiße Subjekt will hiervon nichts wissen, es möchte innerhalb der

Repräsentationsregime unsichtbar bleiben, so wie ja auch das Abgespaltene zur Unsichtbarkeit verdammt ist. In seinem Selbstverständnis ist die eigene Weißheit das Normale, das Universelle, das, was keiner eigenständigen Thematisierung bedarf. In's Rampenlicht gehört stattdessen die zur Andersheit erklärte blackness, als solche Andersheit soll sie thematisiert sein, und das zu nichts anderem als zur identitären Bekräftigung der eigenen, d.h. weißen Identität.

Ich möchte Zwischenbilanz ziehen: Bezüglich realem Weißsein haben sich die innerhalb der herrschenden Repräsentationsregime entworfenen Bilder als vieldeutig erwiesen: Sie scheinen einerseits Körperlichkeit und Affektivität auszublenden und deshalb eine Fehlrepräsentation darzustellen. Andererseits sind sie der Stoff, aus dem reales Weißsein gemacht ist. Denn die Spaltung weißer Identität ist keine Fiktion, sie ist real! Weißsein heißt tatsächlich Kontrolle eigener Körperlichkeit und Vitalität, genau so wie Zwangsheterosexualisierung, Zwangsvergeschlechtlichung etc.. Und auch heißt Weißsein, mittels phantastisch-projektiver Zuschreibungen nicht nur (eins auf's neue) rassistische Differenz zu stiften, sondern auch über ein Ventil zum inneren Spannungsabbau zu verfügen; schließlich ist, mit Toni Morrison gesprochen, die blackness-Seite innerhalb der herrschenden Repräsentationsregime in erster Linie ein Traum, ein Traum, der, wie jeder Traum, ausschließlich Auskunft über seine TräumerInnen gibt, in diesem Fall: seine weißen TräumerInnen!

Gespaltenes Schwarzsein: Zwischen Unterordnung, Selbsthass und Widerstand

Es versteht sich von selbst: Unter diesen Bedingungen ist das Verhältnis zwischen realem Schwarzsein und den innerhalb der Repräsentationsregime entworfenen Bildern von blackness ungeheuer

schwierig. Genausowenig wie Weiße nur kontrollierte Rationalität sind, gehen Schwarze in purer Körperlichkeit auf; und auch gilt, dass Schwarze genauso wie Weiße den Erfordernissen kapitalistisch-patriarchaler Nationalstaaten unterworfen sind, also ebenfalls Körperlichkeit und Vitalität kontrollieren, Heterosexualität und Geschlechtlichkeit herausbilden müssen, etc..

Das aber heißt: Auch die schwarze Identität ist (strukturell) gespalten: Einerseits sind die als schwarz markierten Menschen den Subjektivierungsimperativen unterworfen, die innerhalb der herrschenden Repräsentationsregime der weißen Subjektposition zugeschrieben werden. Andererseits ist es den als schwarz markierten Menschen nicht möglich, der rassistischen Markierung zu entgehen. Sie werden, ob sie wollen oder nicht, als schwarze Menschen subjektiviert, so wie auch umgekehrt Weiße. Sie sind deshalb unweigerlich all den Zuschreibungen ausgeliefert, welche die herrschenden Repräsentationsregime für schwarze (d.h. als solche markierte) Menschen bereithalten. Das und die strukturell notwendige Unterwerfung unter die weiße Subjektposition hat zweierlei zur Folge: Einerseits den vielzitierten schwarzen Selbsthass: "Und sie griffen nach der Häßlichkeit, warfen sie sich wie einen Mantel um und gingen so durch die Welt." (Toni Morrison) Andererseits den Wunsch, dem von außen auferlegten Selbsthass etwas Eigenes entgegenzusetzen, der Fremdethnisierung selbstbewußt und subversiv zu begegnen. Dass dies eine widersprüchliche und nicht immer in emanzipatorische Entwürfe einmündende Praxis ist, soll jetzt noch am Beispiel einer bestimmten Variante schwarzer Männlichkeit gezeigt werden.

Eine ganze Reihe schwarzer Männer in den USA und GB (welche nicht den immer noch seltenen Sprung in die Mittelklasse geschafft haben) hat im Laufe der letzten 200 Jahre eine heterosexistische,

phallogozentrisch geformte Hypermaskulinität herausgebildet, d.h. ein derart in's Extrem gesteigertes Männlichkeitskonzept, dass selbst die schwarze Kulturtheoretikerin bell hooks von einem "lebensgefährlichen Würgegriff patriarchaler Maskulinität" spricht, in welchem eine Vielzahl schwarzer Männer verstrickt sei.

Losgetreten wurde diese Entwicklung bereits im Zeitalter der Sklaverei, damals durch die demütigende Erfahrung schwarzer Männer, in jedweder Hinsicht degradiert und unterworfen zu sein, also auch keinen Zugang zu solchen Attributen zu haben, welche gemeinhin, d.h. im Rahmen patriarchaler Verhältnisse mit selbstbewußter Männlichkeit verknüpft werden, wie z.B. Autorität, familiäre Versorgertätigkeit oder Privateigentum. Diese Demütigungserfahrung (deren Zustandkommen allerdings nur vor dem Hintergrund eines patriarchalen Ehrenkodex Sinn macht) ist durch personellen und strukturellen Rassismus bis auf den heutigen Tag fortgeschrieben worden. Damals wie heute haben sich schwarze Männer durch die Herausbildung besagter Hypermaskulinität zur Wehr gesetzt, haben Gewalt und Diskriminierung durch einen eigenen Kultus der Stärke beantwortet. Dies umfaßt auch die Nicht-Bereitschaft vieler schwarzer Männer, den Mythos ihrer vorgeblich übergroßen Potenz (wozu auch die weiße Phantasie des schwarzen monströsen Phallus gehört) zu demystifizieren. Im Gegenteil: Die rassistischen Stereotype werden oftmals absorbiert, die Mythen fortgeschrieben. Ob im Sport oder im Rap, an der eigenen Körperlichkeit wird gearbeitet und gefeilt. Pulsierende Lebendigkeit, Intensität und offensiv zur Schau getragene Lebensfreude sind Programm – wider den rassistischen Alltag! Endgültig eskaliert ist dies in den 80-er und 90-er Jahren. Die politischen Freiheitsvorstellungen der 60-er und 70-er Jahre sind in dieser Zeit zunehmend durch eine "Biopolitik des Fickens" (Paul Gilroy) ersetzt worden, die Artikulation von

Freiheit, Autonomie und Handlungsfähigkeit wurde mehr und mehr mit hetero-sexuellem Begehren und expressiver Körperlichkeit in eins gesetzt, mit der Konsequenz, dass die schwarze community mitunter zu einem Ort gemacht wurde, welcher Repräsentanz vor allem durch herausragende (heterosexuell markierte) Körper wie den von Michael Jordan erfahren hat.

Diese Entwicklungen sind (insbesondere von schwarzer Seite aus) oft problematisiert worden, nicht zuletzt aus zwei Gründen: Erstens ob der immer wieder massiven Gewalt innerhalb der schwarzen Community selbst, sei es direkte Gewalt unter heterosexuellen Männern oder sei es frauenfeindliche bzw. homophobe Gewalt. (Dass Homosexualität 'the white men's disease' wäre, das ist unter manchen Schwarzen bis heute ein geflügeltes Wort.) Zweitens ob eines verhängnisvollen Zirkels: Die körperbezogene und zudem sexuell aufgeladene Hypermaskulinität unter schwarzen Männern, welche ja immer schon eine Antwort auf rassistische Unterdrückung dargestellt hat, ist ihrerseits oftmals als wirklichkeitsverbürgende Bestätigung weißer Projektionen wahrgenommen worden, mehr noch: sie hat die rassistische Fiktion bis zu einem bestimmten Punkt real gemacht – ablesbar z.B. an der Vorherrschaft schwarzer Männer in bestimmten Sportarten. Welche dramatischen Konsequenzen ein derartiger Zirkel zwischen Realität und diskursiv fundiertem Repräsentationsregime haben kann, das wiederum – Bogen zurück! – hat der koloniale Gau auf dem 3. und 4. Grenzcamp gezeigt (d.h. die koloniale Leichtfertigkeit, mit der The Voice in der Weimarer e-mail attackiert wurde). Deshalb sei mit allem Nachdruck darauf hingewiesen: Männlichkeit hat viele Gesichter, zwei habe ich (andeutungsweise) erwähnt: white male supremacy sowie schwarze phallogozentrische Hypermaskulinität. Was sie und weitere (weisse, schwarze und

andere) Männlichkeiten eint, ist, dass sie alle personelle und strukturelle Gewalt ausüben, dass also keine besser ist als die andere und dass sie deshalb zusammen bekämpft gehören (ohne dass hierbei jedoch die je unterschiedlichen Entstehungsbedingungen aus den Augen verloren werden sollten).

Ein Aspekt sei noch kurz erwähnt: Eingangs hieß es, dass blackness & whiteness reduktionistische und deshalb ausdifferenzierende Polarisierungen seien. Dies gilt es, auf jeden Fall zu beherzigen. Wer Rassismus ernsthaft analysieren möchte, die bzw. der muß sehr viel genauer vorgehen als im vorliegenden Artikel, die bzw. der muß bereits in Europa unterschiedlichste Differenzierungen machen, z.B. die zwischen ost-, west-, süd- sowie südosteuropäischen Identitäten – und selbst das dürfte nicht reichen... Allein: Ganz gleich welches rassistische Verhältnis untersucht wird, oft ist das Strickmuster insofern ein ähnliches, als es immer gegensätzlich strukturierte Begriffspaare sind, entlang derer Ethnisierung erfolgt. Wie das konkret funktioniert konnte jüngst nach den Terroranschlägen in den USA beobachtet werden, als einmal mehr westlich-christliche Zivilisation gegen arabisch-muslimische Barbarei in Stellung gebracht wurde.

Schlussfolgerung: cross-over-conference in Bremen

Zweierlei hoffe ich, einigermaßen plausibel gemacht zu haben: 1. Rassismus steckt strukturell in jedem als weiß markierten Menschen. Weiße AntirassistInnen dürfen sich deshalb nicht darauf beschränken, vor allem staatlichen Rassismus zu attackieren. Sie müssen immer auch den gesellschaftlichen Rassismus und somit sich selbst im Auge behalten. Konkret: Eine der zentralen Zielsetzungen weißer antirassistischer Politik hat in diesem Sinne die bewußt herbeigeführte Zerschlagung weißer Identität zu sein! Nur so besteht im

übrigen auch eine reelle Chance, dass antirassistische Grenzcamps langfristig nicht mehr nur eine überwiegend weiße Angelegenheit bleiben.

2. Sexismus, Heterosexismus und Rassismus sind derart ineinander verschränkt, dass sie nur zusammen begreifbar und bekämpfbar sind – oder gar nicht! Dies gilt es theoretisch wie praktisch zu beherzigen.

Ein Ort, diese und viele weitere Fragen zu diskutieren, ist hoffentlich die 1. cross-over-conference vom 17.–20. Januar 2002 in Bremen.

Literatur:

Abseits der üblichen Verdächtigen (von J. Butler über S. Hall bis hin zu M. Foucault) sind für vorstehenden Artikel v.a. 4 Quellen wichtig gewesen: 1. alaska:materialien. set it off. Rassismus, Feminismus und Postkolonialismus. 2. bell hooks: black looks. Popkultur – Medien – Rassismus. 3. Kobena Mercer: new positions in black cultural studies. 4. Diverse Romane und Essays von Toni Morrison.

Gregor Samsa

Crossing Masculinities¹

Dieser Text versucht antisexistische Politik von Maennern in groessere gesellschaftliche Zusammenhaenge einzuordnen. Er diskutiert die Problematik von Maennergruppen und von Identitaetspolitik ueberhaupt. Er stellt Forderungen fuer eine Erneuerung antisexistischer Politik von Maennern auf und endet mit einem Ausblick auf Versuche, einige dieser Ideen umzusetzen.

Teil 1: Zur Verteidigung der Idee antisexistischer Maennergruppen

Ich verstehe mich seit den fruehen 80er Jahren als profeministisch². Ich beziehe mich positiv und kritisch auf die Versuche von Maennern aus der radikalen Linken, sich in antisexistischen Maennergruppen zu organisieren, sich in diesem Sinne persoendlich zu veraendern und oeffentlich politisch zu handeln.

Antisexismus ist fuer mich heute als politisches Thema nicht weniger zentral als vor 15 Jahren. Darueberhinaus halte ich Maennergruppen nach wie vor fuer ein unverzichtbares Element einer zu entwickelnden antisexistischen Praxis von Maennern.

Ich finde Maennergruppen nuetzlich, weil sie Prozesse persoendlicher Veraenderung ermoeeglichen, die in gemischten Gruppen durch den grundsuetzlichen Konflikt zwischen

¹ Der Titel spielt auf die vom antiracist antisexist summer camp project vom 17.-20. Januar 2002 in Bremen organisierte "Crossover Conference" an. Mehr dazu in Teil 3. Der Text erscheint simultan auf deutsch und englisch unter seinem englischen Titel. "Crossing" hat viele Bedeutungen, darunter: "durchqueren", "ueberschreiten", aber auch "durchkreuzen", "vereiteln". Die deutsche Uebersetzung des Titels koennte also sowohl "Maennlichkeiten durchqueren" wie "Maennlichkeiten durchkreuzen" heissen.

² Was ich darunter genau und im einzelnen verstehe hat sich selbstverstaendlich ueber die Zeit erheblich geaendert. Wie sehr oder wie wenig ich meinen diesbeueglichen Anspruechen zu welchen Zeiten jeweils gerecht geworden bin ist nochmal eine ganz andere Frage (auf die ich in diesem Text nicht eingehen werde).

Maennern und Frauen im Patriarchat, der damit zusammenhaengenden Wut und Verletztheit und der Schwierigkeit, sich in die "Realitaet" der/des anderen einzufuehlen, oft sehr erschwert werden. Sie bieten eine Alternative zur ueblichen Struktur emotionaler Ausbeutung von Frauen durch Maenner und stellen eine Form dar, in der (heterosexuelle) Maenner lernen koennen, sich mehr umeinander zu kuemmern und sich intensiver auseinanderzusetzen, als das der patriarchalen Norm entspricht. Maennergruppen koennen ein grosses Potential verschuetteter Wuensche nach Kontakt, der nicht den Normen hegemonialer Maennlichkeit entspricht, freisetzen und damit auch bei der Bearbeitung der Homophobie, eines zentralen Strukturelements patriarchaler Vergesellschaftung, nuetzlich sein. Um zu vermeiden, dass Frauen Nachhilfe in feministischer Theorie geben muessen, sich konventionelle Rede- und Verhaltensstrukturen reproduzieren oder die Diskussion durch Angst vor Verletzungen gelaehmt wird, halte ich es fuer sinnvoll, viele Debatten nicht gemischtgeschlechtlich zu fuehren.

Ich interpretiere den Rueckgang dieser Praxisform "antisexistische Maennergruppen" in der BRD (im Vergleich zu den spaeten 80ern) **unter anderem** als Effekt eines gesamtgesellschaftlichen und szenieinternen antifeministischen "backlash"s. In der "radikalen Linken" werden feministische Teilerfolge zum Anlass genommen, das Thema patriarchale Herrschaft und Ausbeutung hintan zu stellen, Frauen haben ihre Ansprueche privat wie in der Oeffentlichkeit zurueckgenommen; entsprechend spueren vor allem heterosexuelle Maenner weniger Druck, ihre maskuline Lebenspraxis und ihre Privilegien infragezustellen.

Unter "der Maennerbewegung"³ werden im mainstream inzwischen antifeministische

³ Ich fand den Begriff Maennerbewegung schon immer peinlich, von mir aus koennen ihn die Reaktionaere geschenkt haben, es geht mir nur darum zu zeigen, wie sich die ideologische Hegemonie des Sexismus auch in der Entleerung und Redefinition ehemals eher "progressiv" besetzter Begriffe niederschlaegt.

Vaterrechtler, "wild men" und maskulinistische Reaktionäre vom Schlage eines Robert Bly verstanden. In der linksliberalen Männergruppenszene (Männerbüros, Beratungsstellen) gilt Profeminismus heute im Allgemeinen als überholt. Linksradikale Männergruppenstrukturen – die auch kaum je vom Bedauern nach positiver männlicher Identität und antifeministischem Ressentiment frei waren – sind kaum noch vorhanden⁴. Das Bild vom Backlash ist selbstverständlich zu eindimensional, es wird der Widersprüchlichkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, einschliesslich der Entwicklung sozialer Bewegungen, nicht gerecht.

Die proletarisch-antikapitalistischen, antirassistischen, antikolonialen, feministischen und anderen Kämpfe der 60er und 70er Jahre sind ja nicht einfach niedergeschlagen und ausgelöscht worden, sondern in einer komplexen Mischung aus Repression und Integration zum Teil einer widersprüchlichen "Modernisierung" kapitalistisch-patriarchaler Strukturen geworden. Als Resultat dieses Prozesses hat sich Herrschaft, im Zusammenhang mit der sich intensivierenden, weltweiten Durchdringung von Gesellschaftlichkeit durch kapitalistische soziale Beziehungen, teilweise und ungleichmässig flexibilisiert und virtualisiert⁵. Ähnlich vielleicht wie spätestens in den 90ern vielerorts ein kulturalistischer "Neorassismus" auf den

⁴ siehe "Geschichte der Männergruppenszene in der BRD" in Männerrundbrief Nr. 10/1997 und 11/1998

⁵ Mit Virtualisierung meine ich die Tendenz, dass Gesellschaftlichkeit zunehmend weniger von z.B. materieller Produktion, körperlicher Arbeit usw. bestimmt wird und stattdessen die Rolle von Wissen, Information, Zeichen etc zunimmt. Die Virtualisierung des Geschlechts lässt sich an den Tendenzen zur Ablosung des sozialen von biologischen Geschlecht, vor allem in den Metropolenstaaten, aber nicht nur dort, ablesen. Siehe auch die folgende Fussnote zu Männlichkeit und Weiblichkeit als Prinzipien eines abstrakten Patriarchats.

Plan trat und mit einem eher traditionellen Blutsrassismus koexistierte, lösen sich patriarchale Strukturen in den letzten Jahrzehnten tendenziell und teilweise von strikt biologischen Geschlechtsdefinitionen; die patriarchalen "Prinzipien" Männlichkeit und Weiblichkeit⁶ funktionieren wie gehabt, müssen jedoch mit der biologistischen/naturalisierenden Sortierung von Menschen in Männer und Frauen nicht mehr genau übereinstimmen. Diese sich konturenhaft abzeichnenden "abstrakt-patriarchalen" Verhältnisse koexistieren mit einer Renaissance des Biologismus in bestimmten wissenschaftlichen Diskursen, mit einer Verschärfung "klassisch-patriarchaler" Gewalt gegen und Ausbeutung von Frauen weltweit (die dabei ganz klar über ihre Biologie definiert und auf sie reduziert werden).

Eine widersprüchliche Entwicklung eben, die ich als zum Teil der inneren Widersprüchlichkeit der herrschenden Verhältnisse geschuldet, zum Teil als von den Kämpfen der sozialen Bewegungen hervorgebracht begreife. Zwar kann es daran, dass, gemessen an den Zielen ihrer radikalen Flügel, die antikapitalistischen, antirassistischen, antisexistischen, gay liberation- und andere Bewegungen in den letzten 30 Jahren eine Niederlage nach der

⁶ Damit meine ich zum Beispiel: Mit den Teilerfolgen der liberalfeministischen Strategie, eine verstärkte Besetzung verschiedener patriarchaler Herrschaftsapparate mit weiblichen Subjekten anzustreben – Beispiele wären etwa das schwedische Parlament oder die US-Armee – treten zunehmend Frauen in abstrakt-männliche Funktionen ein und übernehmen Aspekte abstrakt-männlicher Subjektivität (die sich natürlich als universell-menschliche, erwachsene, vernünftige und selbstbeherrschte Subjektivität gibt und ihre männliche und bürgerliche Formbestimmung verleugnet). Das hat für die glücklichen(?) Gewinnerinnen natürlich auch befreiende Momente, ändert aber nichts daran, dass das Modell von Person-Sein, von erwachsener, vernünftiger Subjektivität das hier vergeschlechterdemokratisiert wird, den Prinzipien patriarchaler Männlichkeit verpflichtet bleibt.

anderen erlitten haben, keinen Zweifel geben (auch wenn natuerlich Scharen von opportunistischen UeberlaeuferInnen aus der ehemaligen kritischen Intelligenz das heute versuchen anders darzustellen). Jedoch geht es mir nicht darum, z.B. den Niedergang antisexistischer Maennergruppen in eine eindimensionale Verfallsgeschichte einzuordnen. Denn: **Erstens** ist die Geschichte der sozialen Bewegungen der letzten 30 Jahre ebenso widerspruechlich wie die gesamtgesellschaftliche Entwicklung, deren Teil sie ja ist, das heisst es gibt in dieser Geschichte zwar Amnesie und Entradikalisierung, aber eben auch die "Entdeckung" zuvor unproblematisierter Herrschaftsformen, die Entwicklung neuer sozialer Praktiken und politischer Kampfformen, radikale theoretische Neuerungen usw.

Und **zweitens** hatte antisexistische Praxis von Maennern noch aus ganz anderen Gruenden Probleme. Auf diese will ich hier kurz eingehen.

Punkt 1:

Maennergruppen hatten von vornherein ein Legitimitaetsproblem: Identitaetspolitik von Privilegierten ist eben ganz und garnicht dasselbe wie Identitaetspolitik von Unterprivilegierten/Unterdrueckten. Mann konnte Maennergruppenpolitik nie aus tiefster "Betroffenheit" heraus machen und war immer mit dem berechtigten Misstrauen von Frauen/Lesben dieser Praxis gegenueber konfrontiert. Man musste sich zum Beispiel immer die Frage gefallen lassen, was denn nun genau eine antisexistische Maennergruppe von einem "normalen" Maennerbund unterscheidet. Auch der Verdacht, den Maennergrueppeln ginge es darum, sich durch publikumswirksames Buessertum eine antisexistische weisse Weste verschaffen zu wollen, bzw. bei der ganzen Geschichte ginge es um einen mehr oder weniger subtilen Versuch, feministische Positionen zu usurpieren, um wieder eine dominante Sprecherposition, nun auch auf dem "Feld" des Antisexismus, einnehmen

zu koennen, war nie so einfach von der Hand zu weisen. Dies alles war fuer viele Grund genug, von der Maennergruppenpraxis abzulassen bzw gar nicht erst damit anzufangen.

Punkt 2:

Mit der Entwicklung und Ausdifferenzierung sozialer Bewegungen – die zwar in einem von politischen Niederlagen emanzipatorischer Ansaetze gepraeagten Klima stattfanden, von diesem aber eben nicht vollstaendig determiniert wurden – verstaerkte sich die Kritik an bestimmten Formen von Identitaetspolitik (wie man das dann spaeter nannte): In den USA waren es unter anderem schwarze Frauen und Latinas, die das Kollektivsubjekt Frau, in der Form wie es die US-amerikanische Frauenbewegung der 70er Jahre konstruiert hatte, infragestellten. Zur Destabilisierung der Kategorie Frau trugen ebenso verschiedene Kaempfe von Lesben um Sichtbarkeit und Anerkennung ihrer Existenz innerhalb der Frauenbewegung(en) in verschiedenen Laendern bei.

Auf die antisexistischen Maennergruppen in der BRD bezogen⁷ gab es z.B. Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre einen Differenzierungsschub, in dem sich linksradikale Schwule von linksradikalen heterosexuellen Maennern mit antisexistischem Anspruch mehr und mehr trennten; die gaengige, unausgesprochenen Gleichsetzung von Mann mit Hetero wurde vielen (vor allem den Heterosexuellen) zu diesem Zeitpunkt erst wirklich bewusst und der Kritik zugaenglich⁸.

⁷ Es geht mir hier natuerlich um keine wie auch immer geartete Gleichsetzung dieser gesellschaftlichen Phaenomene feministische Bewegung und Maennergruppenszene - das waere angesichts der inhaltlichen und zahlenmaessigen Schwaeche der Mini-Sub-Szene "linksradikale Maennergruppen" und der grundsaeztlichen Problematik einer Identitaetspolitik von Privilegierten auch wirklich bizarr – sondern um den Versuch, eine Politik, der ich mich persoanlich verbunden fuehle, politisch einzuordnen.

⁸ siehe hierzu "Das Gespraech", in: Tuntentinte Nr.18, Juli 2000

Punkt 3:

Mit der gegenueber z.B. Frankreich, Britain und den USA "verspaeteten" Rezeption poststrukturalistischer Ansaetze in der BRD, die in den 90ern aus den Unis schliesslich mehr und mehr auch in die aktivistische radikale Linke durchsickerte, den feministischen Debatten um J. Butler's "Gender Trouble"⁹, dem Mitte bis Ende der 90er in Teilen der Restlinken erwachenden Interesse fuer queer theory¹⁰..., verbreitete sich bei vielen, die sich fuer das Geschlechterverhaeltnis ("gender und so") interessierten – so hiess das jetzt, der Begriff "Patriarchat" galt manchen nun als "zu monolithisch" – eine grundsaeztliche Skepsis gegenueber jeglicher Identitaetspolitik.

Obwohl ich die Ausweitung und Festigung eines "sexistischen Konsens" innerhalb der gemischten linken Szene in den letzten 10 Jahren behaupte und auch den Niedergang antisexistischer Maennergruppen damit in Zusammenhang bringe, will ich diese Entwicklung, das sollte deutlich geworden sein, nicht auf einen Effekt eines eindimensional vorgestellten antifeministischen backlash reduzieren. Ich nehme sowohl das grundsaeztliche Legitimitaetsproblem einer Identitaetspolitik von Privilegierten ernst (Punkt1), als auch die Kritik an Identitaetspolitik ueberhaupt (Punkt 2&3). Ich fand die Versuche von Maennern antisexistische Politik zu machen in den 80er Jahren schon ziemlich jaemmerlich, es gibt fuer mich also nicht den geringsten Grund zu einer wie auch immer gearteten politischen Nostalgie. Dennoch finde ich die Situation, was Maenner und Antisexismus hierzulande betrifft, heute im Grossen und Ganzen noch schlimmer als vor 15 Jahren. Ich bin nicht der Meinung, antisexistische Politik von Maennern

koennte oder sollte heute so sein wie vor 10 oder 15 Jahren. Aber sie sollte sein.

Zu den Problemen antisexistischer Praxis von Maennern, Maennergruppen insbesondere, habe ich folgendes anzumerken:

Zu Punkt 1, dem grundsaeztlichen Legitimitaetsproblem von Maennergruppen:

Ich halte antisexistische Politik von Maennern grundsaeztlich nicht fuer weniger legitim als z.B. den "weissen" Antirassismus und aergere mich immer wieder darueber, dass hier oefters mit zweierlei Mass gemessen wird. Darueberhinaus glaube ich, dass Politik, die versucht, sich ihre Motivation ausschliesslich oder auch nur hauptsaechlich aus Betroffenheit und Opfer-Sein zu holen, zum Scheitern verurteilt ist. Sie muss die komplexe Situiertheit von Menschen in verschiedenen Machtnetzen und die uneinheitliche Zusammengesetztheit von Subjektivitaet, die sich entwickelt und sich je nach Situation veraendern kann, verleugnen und sich scheinbar einheitliche, betroffene und gute Subjekte herbeikonstruieren.

Das soll nun ueberhaupt nicht heissen, dass es nicht moeglich und wichtig waere zu benennen, wer in Bezug auf eine bestimmte Tat Taeter und wer Opfer ist, wer in Bezug auf eine bestimmte Ausbeutungsstruktur privilegiert und wer unterprivilegiert ist. Das ist sogar ultrawichtig. Mein Punkt ist aber, dass zum einen eben kein Subjekt sich im Opfersein oder im Taetersein, im Mannsein oder im Schwarz-Sein erschoept; kein Mensch ist in jeder Faser seines/ihres Seins von irgendwelchen Identitaetsbestimmungen durchdrungen. Und zum anderen sind die Zusammenhaenge zwischen dem, was mensch "objektive gesellschaftliche Situiertheit" nennen koennte einerseits, und politischer Motivation andererseits manchmal sehr vermittelt, komplex und undurchsichtig. Es geht mir nicht, wie bestimmten postmarxistischen

⁹dt.: "Das Unbehagen der Geschlechter"

¹⁰ Inzwischen kann sogar die linke deutsche Wochenzeitung Jungle World, die sich bisher nicht gerade als Vorkaempferin radikaler feministischer Kritik profiliert hatte, eine "queer-Debatte" vorweisen...

Intellektuellen¹¹, darum, den Zusammenhang zwischen "materieller Lage" und politischem Bewusstsein komplett zu bestreiten. Ich behaupte jedoch die Notwendigkeit und Legitimität politischen Handelns von Privilegierten in Bezug auf genau die Herrschaftsstrukturen, die sie privilegieren:

"Emanzipation ist nicht nur die Befreiung von äusseren, sondern auch von inneren Zwängen. Es geht nicht nur um die Veränderung von Strukturen zwischen Menschen, sondern auch in Menschen – überhaupt macht es oft keinen Sinn, zwischen Strukturen ausserhalb und innerhalb von Individuen zu unterscheiden: das ist eine bürgerliche Illusion. Emanzipation besteht auch in der Befreiung von systemkonformen Wünschen (denunziatorisch: Süchten) und der Entfaltung systemüberschreitender Wünsche. In diesem Kontext wollen wir die Aussage verstanden wissen, daß Linksradikalität gerade darin besteht, **gegen** die eigenen Interessen -als Männer, als Weiße- zu handeln und **für** unser Verlangen nach Autonomie und Kollektivität einzutreten. Wir fänden es wichtig, daß Männer ihre Männlichkeit, Weiße ihre Weisheit, allgemein gesagt: Privilegierte ihre als normal und universell daher kommende unmarkierte Differenz zum Problem, zum Politikum machen würden."¹²

Was den in Punkt 1 angesprochenen "Usurpationsverdacht" betrifft: ich glaube, solches Misstrauen kann niemals gänzlich ausgeräumt werden; es bleibt Männern mit antisexistischen Ansprüchen nichts anderes, als die eigene Motivation immer wieder kritisch zu befragen¹³, möglichst

¹¹ siehe z.B. Laclau & Mouffe: «Hegemony and Socialist Strategy», 1985

¹² aus einem Grundsatzpapier für einen - in zwischen zerfallenen - Maennergruppenzusammenhang aus Berlin.

¹³ Mit diesem kritischen Befragen meine ich keine rein intellektuelle, kognitive Innenschau, sondern vielmehr eine Praxis der Aufrichtigkeit gegenüber sich selbst, für die meiner Ansicht nach eine Sensibilität für die eigenen emotionalen und

ohne darüber gänzlich handlungsunfähig zu werden. Ich komme in diesem Zusammenhang noch einmal auf den Vergleich Antirassismus / Antisexismus zurück: Rassistische wie sexistische Haltungen sind grundsätzlich ambivalent. Begehren und Ekel bedingen sich gegenseitig wie Slum und Palast. "Die Anderen" sind genauso Projektionsfläche weissen Begehrens wie weisser Aengste. Exotismus bzw rassistische Romantisierung/Xenophilie sind von 'wahrhaft' antirassistischen Einstellungen nicht so einfach zu unterscheiden, wie mensch das gerne hätte. Was für den Antirassismus von Weissen gilt, gilt auch für den Antisexismus von Männern: Der enge Zusammenhang von Frauenhass und -verachtung einerseits, (männlichem hetero-) sexuellem Begehren und romantischer Idealisierung andererseits ist ja bekannt. Manche Formen des heterosexuellen männlichen Profeminismus entpuppen sich bei näherem Hinsehen als höchst suspektes Spielarten romantischer Idealisierung. Männlichen Beteuerungen profeministischer Solidarität einfach zu vertrauen wäre naiv, sie ohne weiter zu differenzieren als subtilen Sexismus und taktisches Gerede abzutun wird den komplexen Realitäten nicht gerecht. Wirkliches Vertrauen zwischen

somatischen Impulse entscheidend ist. (Das kann man uebrigens lernen.) Noch moechte ich "kritisch" im Sinne einer selbstquaerelischen Gestaendnispraxis verstanden wissen. Die radikale Selbstkritik, die von allen radikalen Menschen gefordert ist, kann am ehesten auf der Grundlage eines wohlwollenden Verhaeltnisses zu sich gelingen. Dieses gilt es zu staerken bzw zu entwickeln, anstatt den eigenen Selbsthass politisch aufzuladen. Damit will ich weder suggerieren, die noetigen persoenlichen Veraenderungen koennten ohne Schmerz und Kraenkungen vonstatten gehen. Noch will ich einem "neuen maennlichen Selbstbewusstsein" das Wort reden. Das Selbstbewusstsein, das ich meine, beruht nicht auf einer Identifikation mit Maennlichkeit. Siehe hierzu auch die Ausfuehrungen zu "Aufhebung der eigenen Identitaet" in der naechsten Fussnote.

Privilegierten und Unterprivilegierten in einer von Herrschaft und Ausbeutung geprägten Gesellschaft kann es meiner Ansicht nach sowieso nur punktuell geben, und dann unter Leuten, die sich etwas besser kennen.

Zu Punkt 2 und 3, Identitätspolitik ueberhaupt:

”Es geht um den Entwurf einer strategischen Identitätspolitik, die Einheiten ueber Differenzen hinweg konstruiert, ohne die Differenzen zu leugnen und ohne die Einheiten als natuerlich zu setzen; die sich der Gefahren der Essentialisierung, Naturalisierung, Homogenisierung bewusst bleibt. Daraus folgt ein pragmatischer und flexibler Umgang mit ‘identitätsbestimmten Gruppen’, eine unaufhoerliche Problematisierung von Homogenisierung nach innen und Abgrenzung nach aussen.”
Und:

”Identitätspolitik privilegierter Gruppen wirft voellig andere Problematiken auf als die unterprivilegierter/unterdrueckter Gruppen. Identitätspolitik Privilegierter kann nur als selbstaufhebende oder ”negative” Identitätspolitik progressive Praxis sein. Das bedeutet, dass das Ziel der Aufhebung der eigenen Identität¹⁴ nicht nur – wie in jeder nicht-reaktionaeren Identitätspolitik – praesent sein muss, sondern ganz klar im Vordergrund stehen und den Propagandisten der Maennlichkeit, der Heimat, der Nation und sonstiger

¹⁴ ”’Aufhebung der eigenen Identität’ in einer ‘negativen Identitätspolitik’ soll nicht heissen, dass das betreffende Konstrukt (z.B. Maennlichkeit) als Ganzes, so wie es ist, daemonisiert wird. Sondern es geht um ein ‘unpacking’ eines Komplexes von Eigenschaften und Symbolen, das eine Rekombination der Elemente ermoeglichen wuerde, in der die Elemente selbst ihre ‘Faerbung’ veraenderten. Das koennte mensch vielleicht ‘Dekonstruktion’ nennen und auf individueller Ebene ist damit die Perspektive einer zugleich aufloesenden wie schoepferischen Selbstveraenderung jenseits von Moralismus und Selbsthass angedeutet.” (aus ”Was heisst linksradikal”, Maennerrundbrief Nr 15, 2000).

Widerwaertigkeiten kompromisslos entgegengesetzt werden sollte.”¹⁵

Zu Punkt 3, Identitätskritik und ”postmodernes Denken”:

”Linksradikales Denken bedeutet fuer mich ganz entscheidend, zu versuchen die gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen der eigenen theoretischen Werkzeuge zu reflektieren. Linksradikale Theorie heute heisst fuer mich, mit poststrukturalistischen Ideen, durch die postmoderne Kritik hindurch die klassischen linken Ansaetze zu hinterfragen, das was historisch ueberholt ist (und das was schon immer falsch war), zu verwerfen; und zugleich, im selben Prozess, das – unser – ‘postmoderne(s) Denken’ als einen Aspekt der Ideologie der juengsten Entwicklungsstufe der globalen patriarchalen Klassengesellschaft zu begreifen und zu versuchen eine kritische Distanz dazu einzunehmen.”¹⁶

Poststrukturalistische Ansaetze insgesamt und pauschal als theoretische und politische Fortschritte gegenueber ”klassischen” linken/feministischen Ansaetzen einzuschuetzen finde ich ziemlich problematisch¹⁷; ”das postmoderne Denken” dagegen pauschal und ausschliesslich als Ausdruck von Entradikalisierung bzw als theoretische Verfallserscheinung zu begreifen, kommt mir absurd vor.

Es kommt wie immer darauf an, sich genau anzuschauen, zu welchen Zwecken welche Kritiken wann von wem eingesetzt werden. Antiessentialistische Kritik an Identitätspolitik wurde z.B. in autonomen Debatten der 90er Jahre benutzt um (pro)feministische Politik ueberhaupt zu diffamieren. Die ”Identitätsfeministin” wurde als neues Feindbild aufgebaut und

¹⁵ aus: ”Identitätspolitik und Organisation”, webjournal des Antirassistischen Grenzcampes 2000

¹⁶ aus ”Was heisst linksradikal”, Maennerrundbrief Nr 15, 2000

¹⁷ Ich finde z.B. die ziemlich kritischen Einschuetzungen von T. Eagleton in ”The Illusions of Postmodernism” (1996) zum grossen Teil recht ueberzeugend.

”Identitaetspolitik” als die Wurzel alles politischen Uebels erkannt¹⁸. Generell wird in krypto-antifeministischen¹⁹ Diskursen innerhalb der ”linksradikalen” Szene in den letzten Jahren gerne der Sexismusbegriff ”pseudo-dekonstruktivistisch” verunstaltet, indem die Problematisierung des Herrschaftsverhaeltnisses von Maennern ueber Frauen ausgeblendet und die Gewalt der identitaeren Geschlechtsstereotypisierung davon abgetrennt und als das ausschliesslich und eigentlich am patriarchalen Geschlechterverhaeltnis zu Skandalisierende ausgemacht wird²⁰.

Das soll nun ueberhaupt nicht heissen, poststrukturalistische Identitaetskritiken wuerden irgendwie an und fuer sich antifeministischen Bestrebungen Vorschub leisten. Zwar bietet der dekonstruktive Feminismus, verstanden als Selbstkritik der feministischen Bewegung, in emanzipatorischer Absicht unternommen, Leuten Stichworte und Denkfiguren, deren Verhaeltnis zur feministischen Kritik niemals ein solidarisches war. Aber das ist

¹⁸ siehe ‘Die Geschichte von Paul und Paula’ von ‘Die Ungluecklichen’ im Berliner Autonomenzine «interim», Nr. 436 vom 6.11.97

¹⁹ Offen antifeministische Diskurse haben es in der sogenannten linksradikalen Oeffentlichkeit immer noch schwer, wobei die geltenden pseudoprofeministischen Anstandsregeln fuer viele in der Szene genau das sind: Benimmregeln, hohle political correctness. Entsprechend wird es von vielen, vor allem Maennern natuerlich, als Befreiungsschlag empfunden, wenn Mackeridioten wie Justus Wertmueller von der Zeitschrift fuer intellektualistische Misanthropen ”bahamas”, ihre schwelenden Ressentiments endlich in deutliche Worte fassen (wie etwa auf einer Veranstaltung der ”bahamas” ”zur Kritik von Asexualitaet und Obszoenitaet” im Oktober 2000 in Berlin).

²⁰ So auch z.B. in einem Text von zwei altautonomen Kadern zu den Konflikten um Sexismus auf dem Antirassistischen Grenzcamp 1999, publiziert ebenfalls in der ”interim”, Nr. ??, der sich in den letzten Passagen dann auch offenherzig dazu bekennt, die Organisation in identitaetsbestimmten Gruppen wie etwa FrauenLesbenZusammenhaengen eigentlich falsch zu finden.

eben der Nachteil von Selbstkritik und unvermeidlich.

Teil 2: Ansaetze zu einer kritischen Erneuerung antisexistischer Politik von Maennern

Wenn antisexistische Politik von Maennern eine Zukunft haben soll, von der sich zu sprechen lohnt, muss die Organisierung in Maennergruppen meiner Ansicht nach Teil eines Organisationsansatzes werden, der gleichermaßen die gesellschaftliche Realitaet und Wirkungsmaechtigkeit von Identitaetskonstruktionen ernstnimmt, wie auch Widerstand gegen die ausschliessende und homogenisierende Gewalt von Identitaeten zu leisten versucht. Es gilt, sich dem Gegensatz identitaer-antiidentitaer, Identitaetspolitik-Identitaetskritik zu verweigern.

Das koennte praktisch die Gleichzeitigkeit und Ueberschneidung gemischter und getrennter Organisationsformen in einer Buendnisstruktur bedeuten.

Die Kritik an den homogenisierenden und ausschliessenden Effekten von Geschlechtskategorien muesste noch viel mehr, als das meines Wissens in der BRD je versucht wurde, in das ”Programm” antisexistischer Maennergruppen eingehen. Das bedeutet fuer mich in erster Linie, sich mit den Differenzen zwischen Maennern auseinanderzusetzen. Es bedeutet viel ernsthafter als bisher die Tatsache zu problematisieren, dass im Bedeutungsfeld ”Maennergruppen, Maenner’bewegung” der Begriff ”Mann” die Assoziation ”weisser, heterosexueller Mann aus den neuen Mittelschichten” aufruft. Weisse heterosexuelle buergerliche Heterogruppen sollten sich meiner Ansicht nach zukuenftig auch so nennen – oder irgendwie anders, aber auf jeden Fall nicht einfach ”Maennergruppen”. Es muesste viel ernsthafter als bisher die Auseinandersetzung ueber Klassenunterschiede zwischen Maennern, ueber verschiedene Typen von Maennlichkeiten (unterworfenen,

komplizenhafte, hegemoniale...) gefuehrt werden. Es muessten (wieder) Versuche gestartet werden, Dialoge zwischen heterosexuellen, bisexuellen und schwulen linken, antisexistischen Maennern zu fuehren.

Und natuerlich faende ich eine Auseinandersetzung ueber den politischen Status von Maennlichkeit mit FrauenLesben, intersexuellen, transsexuellen (FTM wie MTF) und transidentischen Leuten superwichtig. Bevor sowas klappen koennte, haetten viele linke Maenner mit antisexistischem Anspruch allerdings noch so die eine oder andere Hausaufgabe zu erledigen, glaube ich. Um es mal vorsichtig auszudruecken.

Ein anderes weites Feld ist natuerlich die ethnische Verengung der "traditionellen" Maennergruppenpraxis. Maennlichkeit ist eine Ressource, die neben ethnischer Zugehoerigkeit, Klasse usw eingesetzt wird um Status zu erlangen; verschiedene rassifizierte/ethnische Identitaeten beinhalten verschiedene Maennlichkeitsformen. Die Unterschiede zwischen Maennern unterschiedlicher ethnischer Zugehoerigkeit/Herkunft muessten viel ernster genommen, die Verletzungspotentiale einer Kommunikation ueber diese Unterschiede hinweg viel mehr beachtet werden als ich es bisher je erlebt (bzw selbst praktiziert) habe. Voraussetzung fuer eine Kommunikation zwischen weissen Maennern der Mehrheitsgesellschaft und Maennern mit migrantischem Hintergrund waere eine intensive Auseinandersetzung ersterer ueber verinnerlichte rassistische und antisemitische Stereotype, ueber Bilder von den "anderen" Maennern, die Neigung "boese", "nicht korrekte", verleugnene und abgespaltenen Anteile auf die "anderen Maenner" zu projizieren etc.

Die Analyse des deutschen Antisemitismus, ob in der Linken oder im mainstream, ist bisher weitgehend eine Angelegenheit groesstenteils geschlechtsblinder maennlicher Theoretiker geblieben. Es waere hoechste

Zeit, den Zusammenhang von Sexismus und Antisemitismus, von Deutschsein und Mannsein theoretisch und selbsterfahrerisch zu erforschen und daraus Ansaetze fuer die politische Praxis zu gewinnen.

Auch was die Thematisierung von Sexualitaet (ein "klassisches" Maennergruppenthema) betrifft, wuerde ich mir ein paar neue Ansaetze wuenschen: Angesichts der antifeministischen Offensive in der aktuellen Vergewaltigungsdebatte in der deutschen "linksradikalen" Szene waere eine moeglichst breite Auseinandersetzung ueber Sexualitaet meiner Ansicht nach heute notwendiger denn je. Ich finde viele Szene-Menschen was dieses Feld betrifft theoretisch ziemlich desorientiert, und mit irgendwelchen Formen der Kommunikation ueber Sexualitaet jenseits der buergerlichen Privatsphaere sieht es nach meinen Erfahrungen relativ schlecht aus: dass in den linken Milieus die mir vertraut sind, eine wirklich deutlich positiv vom gesellschaftlichen mainstream sich unterscheidende verbale und somatische Kommunikation ueber erotische Wuensche und Grenzen sich etabliert haette, kann ich nicht erkennen.

Ich glaube, dass Maennergruppen **ein** angemessener Ort fuer das Sprechen ueber Sexualitaet sein koennen. Ich finde aber ueberhaupt nicht, dass Maenner **ausschliesslich oder hauptsaechlich** in Maennergruppen ueber Sexualitaet sprechen sollten. Das Argument, das oft von Befuerwortern von Maennergruppen angefuehrt wurde, dass man(n) in Maennergruppen einfacher ueber Sexualitaet reden koennte, hat mich schon immer kribbelig gemacht. Zum einen setzt diese Aussage unausgesprochen voraus, die Maennergruppe sei ein entsexualisierter und deshalb konfliktarmer Raum, wohl weil angenommen wird, alle Maenner die mitmachen sind stockhetero und wollen eh nix voneinander, so dass mann jetzt mal ganz in Ruhe ueber die Probleme mit den Frauen reden koennte. Diese

unausgesprochene Annahme geht mir auf die Nerven, und eine Gruppe, die wirklich so funktionierte faende ich eine eher konservative Einrichtung und ausserdem sterbenslangweilig. Zum anderen finde ich es ziemlich problematisch, wenn heterosexuelle Maenner anderen Maennern Dinge ueber ihre Sexualitaet erzaehlen, die sie den Frauen, mit denen sie zu tun haben selbst, aus Angst vor Konflikten oder Scham oder was weiss ich, nicht erzaehlen. Als Uebergangslösung mag das unter bestimmten Umstaenden angehen, aber auf Dauer ist das nichts anderes als eine maennerbuendische Praxis.

Eine weitere Problematik der Auseinandersetzung ueber Sexualitaet in Maennergruppen – wie auch fast ueberall sonst - ist die gaengige Verengung des Feldes des Erotischen auf das Geschlechtliche. Tatsaechlich sind ja saemtliche Formen von kultureller, ethnischer... Differenz erotisiert, Sexualitaet bezieht sich nie nur auf Geschlecht sondern eben immer auch auf Rasse, Klasse, Ethnie undsoweiter²¹. Wenn sexual politics kein von weissen buergerlichen Perspektiven dominiertes Feld bleiben soll, ist es meiner Ansicht nach dringend notwendig unter anderem die rassistischen Dimensionen von Sexualitaet herauszuarbeiten und politisch in den Vordergrund zu stellen²².

Falls nun der Eindruck entstanden sein sollte, mir wuerde sich Sexualitaet in erster Linie als ein Buendel von Herrschaftsstrukturen darstellen - dem ist nicht so. Ich halte zwar nichts davon, die gute Sexualitaet von der boesen Gewalt schematisch zu trennen²³, Herrschaft ist Sexualitaet nicht aeusserlich, sie wirkt in

²¹ Siehe hierzu den Aufsatz "Desire and Difference" von Jonathan Dollimore, in: Stecopoulos/Uebel: Race and the Subject of Masculinities, 1997.

²² Siehe hierzu den Aufsatz von Kobena Mercer und Isaac Julien, "Black Masculinity and the Sexual Politics of Race" in K. Mercer: Welcome to the Jungle, 1994.

²³ deshalb benutze ich beispielsweise weiter den Begriff "sexuelle Gewalt" statt "sexualisierte Gewalt"

ihr und durch sie und konstituiert sie mit. Andererseits finde ich es voellig falsch, Sexualitaet auf Herrschaft zu reduzieren. Zwar entsteht Sexualitaet, so wie ich das verstehe, indem Lueste per Sozialisation unter ein genitales Primat gezwungen und heterosexualisiert werden. (Eine Befreiung von dieser Sexualisierung waere auch eine Befreiung zu anderen Sexualitaeten, oder post-sexuellen Praktiken - wie immer das dann eben heissen wuerde - die nicht mehr die "Last" zu tragen haetten, diese weltliche Religion, die der moderne Sex ist, diese einzige Form ekstatischer Befriedigung und energetischen Austauschs²⁴, die Menschen zur Verfuegung steht, zu sein).

Andererseits lebt im Sexuellen eben diese Vielfalt der Lueste fort, die systemkonforme Formierung des Sexuellen scheidert genauso notwendig wie die Konstruktion eindeutiger Geschlechtsidentitaeten letztlich scheitern muss. Und deswegen besitzt Sexualitaet eine eigene "Logik" die sich nicht vollstaendig auf Politik und Diskurs reduzieren laesst.

Teil 3: Ausblicke und Ansätze:

²⁴ Ich gehe davon aus, dass die Konzepte von Lebensenergie, wie sie in diversen nicht-westlichen Traditionen (chi in der chinesischen Medizin, prana in der yogischen/ayurvedischen Tradition, etc.) entwickelt wurden, aber auch im Westen am Rande der offiziellen biologisch-medizinischen Diskurse existieren, eine Realitaet beschreiben. Die in manchen linken Kreisen verbreitete Neigung, die Dogmen des naturwissenschaftlichen mainstreams fraglos zu uebernehmen und saemtliche davon abweichenden Ansichten als politisch verdaechtig, esoterisch, irrationalistisch undsoweiter zu behandeln, halte ich fuer eine ganz bedauerliche Form rationalistischer Borniertheit. Ich empfehle die Lektuere der "Dialektik der Aufklaerung" aus dem Jahre 1947.

An meiner Ansicht, dass fuer eine Kritik des real existierenden Sexuellen Lebensenergiekonzepte, sowie der praktische wie theoretische Rueckgriff auf Erfahrungen und Konzepten aus diversen koerpertherapeutischen Ansuetzen sehr fruchtbar sein koennen, hat sich in den letzten 20 Jahren nichts geaendert, es sei denn ich bin heute davon ueberzeugter denn je.

Seit Juni 2001 gibt es Bestrebungen, ein groesseres, ueberregionales Treffen zu organisieren, das einen Ansatz fuer eine neue antisexistische Politik von Maennern bieten soll. Es kursiert auch ein entsprechender Text, "Zum Verschwinden der antisexistischen Maennergruppenszene". Wer Interesse daran hat, wende sich an: sissies@gmx.ch bzw: "sissies" c/o Infoladen Bankrott, Dahlweg 64, 48153 Muenster.

Das Antiracist Antisexist Summer Camp Project, bei dem ich seit Beginn an mitarbeite, plant vom 17.-20. Januar 2002 in Bremen die "Crossover Conference".

In unserer Selbstdarstellung vom Fruhjahr 2001 heisst es:

"Unser Ausgangspunkt ist die Ueberzeugung, dass die verschiedenen gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhaeltnisse untrennbar miteinander verknuepft sind, sich also wechselseitig durchdringen und stabilisieren. Daraus wollen wir Konsequenzen ziehen.

Unser Ziel ist es, zum Aufbau einer neuen Konstellation politischer Stroemungen beizutragen.

"Neue Konstellation" heisst fuer uns: Endlich sollen antisexistische Positionen nicht mehr von FrauenLesbenzusammenhaengen gegen den passiven Widerstand der Mehrheit durchgekaempft werden muessen, sondern selbstverstaendlich sein; und endlich sollen Maenner aus eigener Initiative antisexistische Politik machen. Wir wollen ein Ende der Dominanz der heterosexuellen Kultur in der radikalen Linken, fuer die Schwule unterhaltsame bunte Einsprengsel sind, in der Lesben nahezu unsichtbar und Intersexe und Transgendere hoechstens Objekt wissenschaftlicher Neugierde sind.

Unter einer neuen Konstellation stellen wir uns ausserdem eine vor, in der migrantische und juedische Leute, people of color... (egal, an welchem Ort aufgewachsen) selbstverstaendlich sind; wo die Umgangsformen und die Sprache der Mehrheitsgesellschaft nicht die Norm

sind und weisse AntirassistInnen sich mit ihren eigenen Rassismen praktisch auseinandersetzen, anstatt nur fuer und ueber die sogenannten Unterdrueckten zu sprechen.

Und nicht zuletzt wollen wir ein Buendnis, in dem es Leuten aus den Mittelschichten so schwer wie moeglich gemacht wird, ihre Normen, Interessen und Selbstverstaendlichkeiten als das Normale, Interessante und Selbstverstaendliche durchzusetzen."

Diese edlen Ziele bleiben Lichtjahre entfernt. Ich begreife die conference als einen Zwischenschritt auf dem Weg zu einem Camp im Sommer 2002 und in Richtung neue Buendnisse, neue Kampagnen.

Das Programm fuer die conference ist noch in Arbeit, wer mehr wissen moechte, wende sich an summercamp@squat.net bzw. summercamp c/o A6-Laden, Adalbertstr. 6, 10999 Berlin oder besuche unsere web site www.summercamp.squat.net.

Daniel Mang - danielmang@web.de.

Selbstdarstellung des Sommercamp-Projekts (Frühjahr 2001)

Was wir wollen:

Unser Ausgangspunkt ist die Ueberzeugung, dass die verschiedenen gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhaeltnisse untrennbar miteinander verknuepft sind, sich also wechselseitig durchdringen und stabilisieren. Daraus wollen wir Konsequenzen ziehen.

Unser Ziel ist es, zum Aufbau einer neuen Konstellation politischer Stroemungen beizutragen.

"Neue Konstellation" heisst fuer uns: Endlich sollen antisexistische Positionen nicht mehr von FrauenLesbenzusammenhaengen gegen den passiven Widerstand der Mehrheit durchgekaempft werden muessen, sondern selbstverstaendlich sein; und endlich sollen Maenner aus eigener Initiative antisexistische Politik machen. Wir wollen ein Ende der Dominanz der heterosexuellen Kultur in der radikalen Linken, fuer die Schwule unterhaltsame bunte Einsprengsel sind, in der Lesben nahezu unsichtbar und Intersexe und Transgendere hoechstens Objekt wissenschaftlicher Neugierde sind.

Unter einer neuen Konstellation stellen wir uns ausserdem eine vor, in der migrantische und juedische Leute, people of color... (egal, an welchem Ort aufgewachsen) selbstverstaendlich sind; wo die Umgangsformen und die Sprache der Mehrheitsgesellschaft nicht die Norm sind und weisse AntirassistInnen sich mit ihren eigenen Rassismen praktisch auseinandersetzen, anstatt nur fuer und ueber die sogenannten Unterdrueckten zu sprechen.

Und nicht zuletzt wollen wir ein Buendnis, in dem es Leuten aus den Mittelschichten so schwer wie moeglich gemacht wird, ihre Normen, Interessen und Selbstverstaendlichkeiten als das Normale,

Interessante und Selbstverstaendliche durchzusetzen.

Wer wir sind:

Viele die bisher mitmachen, kennen sich aus linksradikalen Zusammenhaengen in Deutschland. Die meisten von uns haben einen deutschen Pass, nicht alle sind "weiss". Wir haben verschiedene "sexuelle Orientierungen", das zahlenmaessige Verhaeltnis von "Maennern"/"Frauen" zu "Frauen"/"Frauen" schwankt um 50:50. Es gibt auch Unterschiede, was die soziale Herkunft und unsere aktuelle "Klassenlage" betrifft.

Wie wir uns organisieren:

Seit August 2000 treffen wir uns monatlich an wechselnden Orten; bisher nur in Deutschland, moeglicherweise (bald) auch in Polen, den Niederlanden oder wohin auch immer wir eingeladen werden. Daneben gibt es in Berlin und in Bremen regionale Treffen. Eine separate aber koordinierte Organisierung von MigrantInnen bzw. People of color im Rahmen einer gemeinsamen Vernetzung koennen wir uns genauso gut vorstellen wie jede andere Form engerer Zusammenarbeit. Dass sich FrauenLesben im Rahmen der Campvorbereitung separat organisieren koennen, steht fuer uns ebenfalls ausser Frage.

Wir versuchen in unserer konkreten politischen Praxis die Unterschiede zwischen uns zu ueberbruecken. Und obwohl unser Zusammenhang noch gar nicht so gemischt ist, wie wir es gerne haetten, haben wir schon reichlich zu tun. Die Frage des Umgangs miteinander finden wir sehr wichtig und wir wollen definitiv etwas anderes als das politmackerhafte Rumgepose, das wir aus vielen linken Zusammenhaengen so gut kennen. Wobei das nicht die einzige Form von Maennerdominanz ist - beziehungsweise von Dominanz ueberhaupt -, die uns stoert. Wir bilden uns aber nicht ein, "die Loesung" gefunden zu haben, das heisst

wir sind offen fuer neue Ideen und Umgangsformen.

Worum soll es gehen?

Weil wir davon ausgehen dass saemtliche Macht- und Herrschaftsverhaeltnisse aufs engste miteinander verzahnt sind, und deshalb immer schon aufeinander verweisen, streben wir eine grosse thematische Vielfalt an. Fuer uns bedeutet das unter anderem Auseinandersetzungen mit Sexismus, Antisemitismus, Heterosexismus, Nationalismus, Klassenausbeutung und Rassismus. Absolut wichtig finden wir, von Anfang an strukturelle Verknuepfungen zwischen einzelnen Macht- und Herrschaftsverhaeltnissen, oder Aspekten von diesen, herzustellen. Zum Beispiel indem der innere Zusammenhang von Maennlichkeit, Heterosexismus und Weißheit thematisiert wird. Welche der unzähligen möglichen Verbindungen zum Thema werden, haengt ganz entscheidend davon ab, was Ihr einbringt. Was wir unter all diesen Schlagwoertern inhaltlich begreifen, das ist in einem kurzen Text wie diesem einfach nicht darstellbar. Aber wir haben vor, eine Art Reader aus Texten und Thesenpapieren zu erstellen.

Das summercamp soll keine Wald-und-Wiesen-Uni sein! Wir wuenschen uns offensive Aktionen genauso wie Arbeitsgruppen und planen eine groessere Aktion im Zusammenhang mit dem Camp. Wir haben vor, einzelnen Tagen thematische Überschriften zu geben.

Identitaetspolitik?!?

Theoretische wie praktische Auseinandersetzungen rund um Identitaeten und Identitaetspolitiken sollen einen Schwerpunkt des Camps bilden. So wie es unterschiedliche Identitaetskonstruktionen gibt, gibt es auch unterschiedliche Identitaetspolitiken. Wir unterscheiden deshalb "essentialistische" Identitaetspolitiken, die meist auf den Erhalt von Privilegien oder auf ein Arrangement mit den Verhaeltnissen

abzielen, von "strategischen" Identitaetspolitiken, die der Sabotage von Macht- und Herrschaftsverhaeltnissen dienen. Unter "essentialistischen" Identitaetspolitiken verstehen wir Politiken, die die gemeinsame Identitaet auf eine Wesenseigenschaft (Essenz), z.B. ein als natuerlich begriffenes Frau-Sein, zurueckfuehren. Unter "strategischen" Identitaetspolitiken verstehen wir dagegen Politiken, die die gemeinsame Identitaet pragmatisch als eine konstruierte Realitaet begreifen, wie z.B. viele FrauenLesben-Zusammenhaenge. Wir wollen die komplexen Diskussionen um Identitaetspolitik aber nicht auf diese Unterscheidung reduzieren.

Auf dem summercamp wollen wir uns nicht zuletzt mit strategischer Identitaetspolitik auseinandersetzen. Und darin vor allem mit der Frage, ob und wie es moeglich ist, trotz unterschiedlicher Erfahrungen politische Buendnisse zu schließen. Das herauszufinden, ist in erster Linie eine soziale Frage. Denn ob es gelingt, die mit Macht- und Herrschaftsverhaeltnissen verbundenen Differenzen im Denken, Koerperlich-Sein, Fuehlen und Handeln zu ueberbruecken, stellt sich erst im Kontakt selbst heraus: Ist es moeglich, einen wirklich respektvollen und gleichberechtigten Umgang miteinander zu etablieren (was nicht zuletzt ein hohes Maß an Sensibilitaet für unterschiedlichste Erfahrungshorizonte, Lebensrealitaeten und Verletzlichkeiten erfordert) oder nicht?

Camp Culture ?!?

Wir hoffen, dass das summercamp ein Schauplatz für Performances (z.B. Film, Musik, Artistik), subversive Kultur und kulturelle Subversion wird. Das nicht nur weil's Spass macht - was als Begruendung ja schon ausreichend waere -, sondern weil wir Kultur als einen Raum begreifen, in dem die Gesellschaft auf vielgestaltige und zum Teil konflikttraechtige Weise ihre Wissensbestaende, ihre Normen und Werte, ihre Denk- und

Empfindungsstrukturen (re)produziert. Radikaler Widerstand darf also den kulturellen Raum auf keinen Fall vernachlässigen und sollte es auch nicht versäumen, selbst in die kulturelle Produktion einzusteigen - auf dass die herrschenden Muster des Sehens, Hörens und Empfindens subversiv unterlaufen werden!

Spätestens jetzt werden so manche sagen, unser Programm sei definitiv nicht realisierbar. Dieser Einschätzung geben wir insofern Recht, als wir überhaupt nicht davon ausgehen, bereits beim ersten Summercamp alles realisieren zu können, was wir uns vorgenommen haben. Wir gehen davon aus, dass unser Projekt ein langfristiges ist, das langen Atem, große Frustrationstoleranz und viel Hartnäckigkeit erfordert. Bisher hat es aber (zumindest teilweise) auch ziemlich Spaß gemacht.

Wir hoffen auf rege transnationale radikale Beteiligung am Camp, bis dann

Der Vorbereitungszusammenhang

Die Protokolle unserer überregionalen Treffen sind auf unserer web site in verschiedenen Sprachen veröffentlicht. Wenn ihr wollt, schicken wir sie euch auch per Post zu.

Die Adresse unserer web site ist: www.summercampsquat.net. Wenn ihr Zugang zum Netz habt, schaut euch die mal an, da gibt's Informationen, Termine, die Einladungen in verschiedenen Sprachen und so weiter.

Unsere e-mail Adresse ist: summercampsquat.net
Post bitte an: summercampsquat.net c/o A6-Laden,
Adalbertstr. 6, 10999 Berlin

